

Theo Klauß: Lebensgeschichte von Menschen mit geistiger Behinderung im Beziehungsgeflecht von Familie und Heim

Vortrag Schwarzach 23. 3. 2000

Keine Wahl für Hermann Wahl? Eine Lebensgeschichte

„Aufmerksam verfolgt Hermann Wahl vom Bett aus jede einzelne Fernsehszene. Ab und zu lächelt er, so, als wolle er jeden Augenblick etwas sagen. Doch die kaum verständlichen Laute, die über seine Lippen kommen, können nur seine Eltern verstehen“. So beginnt der Bericht in der Weihnachtsausgabe einer Tageszeitung (BNN 24./25.12.1999) über einen 51jährigen Mann, von dem es heißt, er sei „ein großes Kind geblieben, das ständig auf die Pflege der Eltern angewiesen ist“. H. ist nie gelaufen oder auf einem Stuhl gesessen, er liegt im Bett, wird gefüttert und gewaschen, bewegt Arme und Beine kaum. Der Berichterstatter bewundert die Aufopferung der Eltern (81 und 74 Jahr alt), ihre „Geduld und Hingabe“. Nie hätten sie „mit dem Gedanken gespielt, ihr Kind in ein Heim ... zu geben“, denn „er ist und bleibt unser Junge und ist zu Hause am besten aufgehoben“. Sie „fühlen und spüren, dass er uns braucht“. Dank ist für sie schon der „Anflug eines Lächelns“.

Sie haben nie gemeinsam Urlaub gemacht. Damit die Mutter ihrem Jungen ständig nahe sein konnte, schlief dieser im Ehebett, während der Vater auf eigenen Vorschlag hin auf die Wohnzimmercouch auszog. Zur Geschichte des Jungen heißt es, er habe die ersten sechs Monate viel geschrien und kaum Nahrung zu sich genommen. Die Uni-klinik sei zu einem „niederschmetternden Ergebnis“ gekommen: „Schädigung des Kleinhirns, kaum Möglichkeiten einer Therapie“. Bei der Hausgeburt „starben sämtliche Zellen im Kleinhirn ab, das Baby war spastisch gelähmt“. Der Arzt sagte, der Kleine werde die Eltern zwar verstehen, aber „ihnen wahrscheinlich nie antworten können. Außerdem wird er immer ans Bett gefesselt sein. Arme und Beine wird er nie richtig gebrauchen ... Gegen spastische Lähmungen ist selbst die moderne Medizin nahezu machtlos“. In „solchen Fällen“ liege die Lebenserwartung bei acht Jahren.

Die Eltern erfüllen ihrem Kind jeden erkennbaren Wunsch. Die Mutter sitzt fast ständig am Krankenbett, streichelt ihren Sohn und erzählt ihm etwas. „Und H. schien tatsächlich alles zu verstehen. Mit den Augen hing er an den Lippen seiner Mutter, hörte aufmerksam zu. Doch wenn er versuchte, sich an den Gitterstäben hochzuziehen, rutschte er ab“, beim Versuch zu laufen knickte er immer wieder ein. So wird er gepflegt und zu einem „geduldigen Patienten“, der um sechs Uhr lachend aufwacht, auf das Radio deutet und von der Mutter Volksmusik eingestellt bekommt. Nachmittags und abends möchte er fernsehen, besonders Fußballspiele mag er: „Dann bewegt er sogar seine Beine. So, als wollte er selbst mitspielen. Das aber ist leider nicht möglich. Ebenso wenig wie er feste Nahrungsmittel essen kann. Alle Mahlzeiten müssen weich oder gemahlen sein ... im Übrigen koche ich überwiegend Diät“, sagt die Mutter. Sie ist glücklich, dass er wenigstens keine Windeln braucht, weil er „Mama“ ruft, wenn er muss. Der Bericht schließt mit dem Wunsch der Eltern, „dass mein Mann und ich den Jungen überleben. Sonst sieht es ganz bitter für Hermann aus ...“ Gero H. Haupt: Für die Pflege ihres Sohnes opferten Eltern ein halbes Leben. In: Badische Neueste Nachrichten 24./25.12.1999, 8).

Menschen ohne Biografie

Hat Sie diese Geschichte ähnlich bewegt hat wie mich? *Für die Pflege ihres Sohnes opfert Eltern ein halbes Leben* ist sie überschrieben, und man möchte den Titel gerne korrigieren und sagen: es wurde nicht ein halbes und fragen, ob nicht die Leben von Mutter, Vater und Sohn geopfert wurden. Es steht uns nicht an, Urteile zu fällen. Ich habe in vielen Gesprächen mit Eltern gelernt, jede Form zu würdigen, in der Familien gelernt haben, ihr Leben neu aus- und einzurichten, nachdem die Behinderung eines Kindes viele Ziele, Hoffnungen und Vorstellungen durcheinander warf. Diese drei Menschen haben für sich eine Form von glücklichem Leben gefunden, das für sie stimmig ist, in einer begrenzten Welt in einem Hundsrück-Dorf. Dem widerspricht es nicht, wenn wir uns überlegen, weshalb uns diese Schilderung bedrückt und fragen lässt, ob das Leben hätte anders sein können und sollen.

Mich macht betroffen, dass diese drei Menschen sich ihre Biografie vorenthalten haben. Sie haben die Lebensgeschichte angehalten, in einer Lebensphase eingefroren, in der diese durch die Schädigung gestört wurde. Diese drei Menschen leben seit 51 Jahren so, als wäre ein Säugling unter ihnen. Unter dieser Prämisse ist alles stimmig: Im Bett liegen, keine feste Nahrung, umhütselt werden, erste Versuche, sich zu bewegen, minimale Mitteilungen und waches Aufnehmen interessanter Effekte ringsum.

Gründe für das „Einfrieren“ der Biografie

Was hat die Beteiligten wohl veranlasst, den Lebenslauf anzuhalten, und was hätte eine Biografie eröffnet? Am Anfang stand die Erschütterung der Eltern und ihrer Vorstellungen vom Zusammenleben mit ihrem Kind. Da kommt die Prognose: dieses Kind wird keine Geschichte haben. Es wird nichts lernen und bald sterben. Auf diese Zukunftslosigkeit stellen sich die Eltern ein und geben das, was sie können und in so großem Maße haben, dass es nach 51 Jahren noch nicht erschöpft ist: Liebe, Zuneigung, Umsorgen, Aufopferung.

Sie mussten eine Situation bewältigen, in der ihnen das Übliche, das Normale des Umgangs von Eltern mit ihrem Kind aus der Hand geschlagen scheint. Sie brauchen eine Alternative, die ihnen aber niemand vorschlägt. So greifen sie zu einem bekannten Muster und behandeln ihr Kind wie ein Baby – nur lebenslang - oder wie einen kranken Menschen. Das kennen sie, sie gewinnen Sicherheit und können nun mit ihrem Kind leben. Doch dem Sohn ist damit fast alles verschlossen, was eine Lebensgeschichte ausmacht, und was wir alle kennen: Hunger wird üblicherweise nicht mit geschmacksloser Diät befriedigt, sondern mit vielen interessanten Geschmacksrichtungen gängiger Mahlzeiten. Der Bewegungswunsch mündet in die Ausbildung vielfältiger Bewegungsmöglichkeiten, und damit auch in der elementare Form von Selbstbestimmung, sich unabhängig fortzubewegen. Aus Lauten, die nur Eltern verstehen, wird eine differenzierte Kommunikation, die den Kontakt zur ganzen Welt eröffnet. Nach der kleinen Welt des Bettes wird die Wohnung, später die ganze Welt erkundet und angeeignet und der eigene Ort darin gefunden. Die Sorge für das körperliche Wohl wird ebenso zunehmend selbst übernommen wie die eigene Unterhaltung und produktive Beschäftigung. Doch das bleibt Hermann verschlossen.

Diese Eltern konnten 1948 nicht wissen, dass die Diagnose Spastik all dies nicht ausschließt. Spastiker können mit entsprechender Unterstützung ein reiches und selbstbestimmtes Leben führen. Doch aus der Unkenntnis der Fachleute wird ein biografisches Faktum. Indem Menschen ihnen glauben und danach handeln, hat das Kind keine Chance. Das „Einfrieren“ der Biografie folgt daraus, dass ein organischer Befund gleichgesetzt wird mit einer Prognose, mit einer selffulfilling prophecy, die dem Menschen seine Geschichte versagt – und den Eltern

auch. Sie erleben nicht die Freude der Eltern am immer schnelleren Unabhängigwerden ihres Kindes. Sie durchlaufen die Phase umfassender Hilfsbedürftigkeit nicht im Bewusstsein, dass diese Zeit des Zurückstellens eigener Bedürfnisse vorüber geht, und sie dann wieder eigene Interessen pflegen können, ohne ihrem Kind zu schaden, im Gegenteil: dass sie ihm helfen, sich langsam von ihnen zu lösen, indem sie auch an sich denken. Sie erleben nicht die Geschichte mit, die mit Kindergarten und Schule, den ersten Freundschaften und mit der ersten Woche außer Haus verbunden ist, in der man sich Sorgen macht – und sich doch auch über einen weiteren Schritt zur Ablösung freut. Sie erleben nicht die Zeit, in der sich das Verhältnis umkehrt, weil nun das herangewachsene Kind auch Verantwortung für die Eltern übernimmt und diese sich schließlich auch darauf einstellen können, dass sie nicht mehr sein werden.

Reduktion des Menschen auf seine biologische Natur als Zuschreibung

Wir sehen hier, was es bedeutet, einen Menschen durch institutionelle Zuschreibung auf seine biologische Natur zu reduzieren und weder seine psychologische noch seine soziale Natur ernst zu nehmen (vgl. Jantzen 19xx). Natürlich sind biologische Gegebenheiten wichtig. Herr Wahl hatte eine spastische Lähmung. Aber sein Menschsein hängt nicht nur davon ab. Es wird davon bestimmt, welche Erfahrungen er damit macht und welche Schlüsse er als Subjekt daraus zieht: was er sich und anderen Menschen zutraut, wie er die Welt sieht. Diese Erfahrung hängt mit seiner sozialen Natur zusammen: er ist von der sozialen Welt ausgeschlossen, die ihm mehr an individueller Entwicklung hätte eröffnen können, durch therapeutische Hilfen und Teilhabe an allen Lebensbereichen. Die organische Schädigung ist Ausgangspunkt, nicht Ursache der Behinderung. Hätte man ihm Autonomie und Subjektivität, Bildung und Integration ermöglicht, wäre er viel autonomer, ohne soziale Isolation wäre er ein anderer Mensch.

Autismus und ADS als Beispiele

Die Tendenz, Menschen auf ihre organische Natur zu reduzieren, finden wir immer wieder. Heute glauben viele v.a. beim Autismus, beim sog. Aufmerksamkeits-Defizit-Syndrom (ADS) und bei auffälligem Verhalten an nur organische und genetische Ursachen, die die Entstehungsgeschichte ebenso unabänderlich festlegen wie die Zukunft. Das Bestechende daran ist wohl: niemand muss sich mehr Vorwürfe machen, man muss nur damit leben lernen. Wir sollten uns nicht in der Erkenntnis beirren lassen, dass es auch beim Mitwirken organischer Bedingungen immer eine subjektive Entwicklungslogik und eine soziale Dimension gibt. Wenn wir diese nicht berücksichtigen, verhindern wir eine mögliche Prophylaxe und Zukunftschancen.

Leben in der Tripolarität eröffnet Bildung und Biografie

Wie hätten Eltern und Kind eine Chance auf eine Biografie, auf eine Entwicklung bekommen können? Die spärlichen Informationen enthalten nichts, was ein solches „normales“ Leben unmöglich gemacht hätte. Die Intentionen des Kindes, sich zu bewegen und aufzurichten, sich zu betätigen, zu kommunizieren etc. sind offenbar noch immer vorhanden. Ein liebevoller Umgang mit ihm ist auch unbestreitbar. Ihm fehlte aber der Zugang zu dem, was die individuelle Bildung, die Ausbildung möglicher Kenntnisse, Kompetenzen und Orientierungen und was somit eine individuelle Biografie ermöglicht hätte.

Bildung bedeutet, dass Menschen sich das aneignen, was als Möglichkeit in der Kultur ihrer Gesellschaft vorhanden und ihnen zugänglich ist. Das fängt mit der Ausbildung von Bedürf-

nissen und Geschmack an – man kann nur an dem Geschmack finden, womit man in Kontakt kommt – und um Wissen, Können, Einstellungen und Werte.

Bildung ist ein individueller und interaktiver Prozess zugleich: Die Welt, die Kultur, in der wir leben, beinhaltet einen unermesslichen Reichtum von Möglichkeiten: von Unterhaltungsformen, von Fähigkeiten, von Werten und Normen, von Stilen und Kommunikationsmitteln etc. Wir müssen mit diesen Möglichkeiten in Kontakt kommen und sie zum großen Teil auch vermittelt bekommen, damit wir sie uns zu Eigen machen können.

Das Bildungsziel der Autonomie als zentrales Element der Biografie

Der Bildungsprozess zielt auf einen Zuwachs an Autonomie, und er hat ständige Ablösungsprozesse zur Voraussetzung. Jede neue Institution hilft, sich von den vorangehenden zu emanzipieren – aber auch von ihr machen wir uns dann wieder unabhängig. Ergebnis ist das Erwachsenwerden. Wer nur im Bett im elterlichen Wohnzimmer bleibt, dem bleibt der Zugang zur Welt buchstäblich verschlossen, er kann sich in der Begegnung mit der Welt nicht diese aneignen, kann sich nicht bilden. Er bleibt, was er ist: ein lebenslanges ungebildetes Baby. Die oben beschriebene Entwicklung hätte vorausgesetzt, dass er nicht wie ein Baby gehalten, sondern dass seine Intentionen und Kompetenzen aufgegriffen und dass ihnen Raum gegeben worden wäre. Dazu hätten neben die Eltern weitere Personen, vor allem aber weitere Institutionen treten müssen, die eine solche Ausweitung des Lebens-, Erfahrungs-, Bedeutungs- und Kompetenzraumes ermöglicht hätten. Bekannte und Verwandte, Freunde und Fremde auf der Straße, Kindergarten, Schule, Freizeitangebote, ein Arbeitsplatz, Wohnmöglichkeiten für sich selbst, Organisationen, Vereine etc.

Vorstrukturierung der Biografie durch Institutionen

Institutionen (von der Familie über die Gleichaltrigengruppe bis zu formellen Einrichtungen) ermöglichen nicht nur Bildung, sie strukturieren zugleich die Lebensgeschichte vor, indem man sie nutzt. Wenn Sie mal Ihre Biografie schreiben werden, kommen an zentraler Stelle alle möglichen Institutionen vor: Familie, Kindergarten, Schule, Betrieb, Kliniken u.a.m. Institutionen stellen eine Art vorgebahnten Weg dar, auf dem wir uns einerseits die Welt aneignen und damit selbst bilden.

Sonderinstitutionen ermöglichen (nur) eine besondere Biografie

◆ Folie „Biografie und Institutionen“

Die Folie zeigt diese Vorstrukturierung und belegt zugleich, dass Menschen mit Behinderungen in ihrer Biografie beeinträchtigt sind. Der Zugang zu in unserer Gesellschaft üblichen Institutionen ist ihnen aus verschiedenen Gründen teilweise oder ganz verwehrt. Die Schaffung flächendeckender Sonderinstitutionen hat sich zwar an einem „möglichst normalen Lebensweg“ orientiert und so auch Menschen mit geistiger Behinderung einen Lebensweg gebahnt, der dem üblichen ähnelt.

Aber die Normalität ist sehr begrenzt – und damit der Prozess des Autonomwerdens zusätzlich beeinträchtigt. Behinderung bedeutet ohnehin lebenslange erhöhte Abhängigkeit von Hilfe (vgl. Hahn 1981), und Sonderinstitutionen beschränken dies zusätzlich. Im Kindergarten, spätestens in der Grundschule lernen Kinder langsam erste Schritte ohne ihre Eltern – zum

Sonderkindergarten und zur Sonderschule werden sie meist gebracht. Die Peergroup ist im Jugendalter ein Bezugspunkt, der es nicht nur erleichtert, etwas ohne Erwachsene zu unternehmen, sondern auch eigene Meinungen zu entwickeln – Heranwachsende mit geistiger Behinderung haben meist kaum gleichaltrige Freunde außerhalb der Sondereinrichtung, und wenn sie sich mit ihnen treffen wollen, brauchen sie oft jemand, der sie bringt. Die freie Wahl des Arbeitsplatzes entfällt meist ebenso wie die des Wohnortes: Über einen Auszug aus der Familie entscheiden in der Regel die Eltern und die Institutionen einschließlich Behörden.

Das wertet nicht die Bedeutung der Sonderinstitutionen ab. Die Eingangsgeschichte weist darauf hin, dass Nichtkenntnis und Nichtnutzen von Sonderinstitutionen zum völligen Vorhalten einer Biografie führen können. Der integrative Weg wäre jedoch immer der noch wünschenswertere – sofern er möglich ist. Doch auch die Entscheidung darüber liegt nicht durch Art und Grad organischer Schädigungen fest. Sie hängt in wesentlichem Maße von dem ab, was andere Menschen - und die Betroffenen selbst - für möglich halten und unterstützen oder verhindern.

Im Fall von Herrn Wahl gestanden sich Menschen keine Biografie zu, sie wollten das Beste. Notwendig wäre aber die Nutzung gesellschaftlicher Institutionen gewesen, die es noch nicht gab. Das ist ein Form von „Isolation“ (vgl. Jantzen 19xx).

Entwicklung der Tripolarität bei Menschen mit geistiger Behinderung

♦ Folie Entwicklung der Tripolarität

Betrachtet man die Beziehungen des Menschen zu den für ihn relevanten Bezugspunkten, so lässt sich menschliche Biografie als Veränderung einer Dreipoligkeit darstellen. Die Bedeutung der Familie nimmt ab, die anderer Institutionen zu, bis der erwachsene Mensch selbst über seine Beziehungen Regie führt. Neben die Beziehung zu den Eltern tritt schon sehr früh eine dritte Größe: Bei der Geburt verhelfen institutionelle HelferInnen zum ersten Schritt in die Unabhängigkeit, wobei die volle Verantwortlichkeit noch bei den Eltern liegt. Die Bedeutung des dritten Poles nimmt zu: Im Kindergarten treten Erzieherinnen auf, in der Schule Lehrkräfte, in den Institutionen und außerhalb gewinnt die Institution der Peers, der Freunde und Vorbilder an Bedeutung. Alles das führt dazu, dass schließlich das Dreieck auf die Füße gestellt wird: Der erwachsen gewordene Mensch übernimmt selbst die Regie über sein Leben – auch über die Beziehungen, in denen er lebt, und schließlich Fürsorge für seine Eltern.

Bei Menschen mit geistiger Behinderung entdecken wir in dieser Entwicklung spezifische Besonderheiten. Bereits in der allerersten Lebensphase erhalten Vertreter von Institutionen übermäßiges Gewicht. Bei sog. mit 500 Gramm geborenen Frühchen, dominiert anfangs das medizinisch zum Überleben Notwendige derartig, dass Eltern sich inkompetent fühlen und Mütter Schwestern für die bessere Mutter halten. Mit etwas Glück können sie wenigstens eine Stärke ausbilden und ein paar Stunden am Tag Wärme und Zuneigung geben, indem sie „kangerooen“. Mit Frühförderung und Sonderkindergarten folgen weitere Institutionen, die mehr als üblich in das Familienleben eingreifen, und die Schule für Geistigbehinderte soll sich nicht nur um die Schüler, sondern auch um die Familien kümmern.

In Erwachsenenalter wird die gravierendste biografische Besonderheit von Menschen mit geistiger Behinderung deutlich. Erwachsenwerden bedeutet üblicherweise, dass zwar alle Beziehungen weiterbestehen, aber selbst bestimmt und gestaltet werden. Hier aber bleibt die Abhängigkeit von Eltern und institutionellen HelferInnen parallel bestehen. Vor allem nach einer Heimaufnahme tritt an die Stelle eines unabhängigen Lebens eines in lebenslanger doppelter Abhängigkeit. Menschen mit geistiger Behinderung haben mehr Probleme, in beiden lebensgeschichte 05.02.2007

Abhängigkeit. Menschen mit geistiger Behinderung haben mehr Probleme, in beiden Beziehungen zu Subjekten ihrer Geschichte zu werden.

Abrupte Brüche in der Biografie statt biografischer Kontinuität

Was wird aus Hermann Wahl werden? Vermutlich seine Eltern zuerst sterben und die Ablösung wird unvorbereitet und abrupt stattfinden. Das ist häufig ein Drama. Auch um diesen Schritt bewältigen zu können, wäre die Nutzung üblicher gesellschaftlicher Institutionen wichtig gewesen, in den kleinen Schritten, die sie vorzeichnen.

Bedeutung der Lebensgeschichte für Menschen im Heim, ihre Eltern und BetreuerInnen

◆ **Folie: Heim und Eltern**

Bericht von Eltern: Was A. zu Hause alles tut und kann oder früher konnte und wusste
Reaktion im Heim: Das wissen wir besser. Das wollen wir gar nicht wissen. Die haben die Behinderung nicht bewältigt

Bericht vom Heim: Was wir mit A. erreicht haben

Reaktion von Eltern: Die verleugnen ihre Schwierigkeiten. Die halten uns für unfähig

Damit sind wir beim Thema: Leben im Heim. Als Beschäftigte können wir zufrieden sein: Wir haben Biografie ermöglicht. Wir haben einem Menschen nach der Familie ein neues Lebensfeld erschlossen und beigetragen, dass er sich wohlfühlt und orientieren kann, er hat sich an ein kollektives Leben gewöhnt. Der Auszug aus der Herkunftsfamilie ist tatsächlich ein wesentlicher biografischer Schritt, und für viele Bewohner ist das Bewusstsein: Heute lebe ich hier, früher anderswo, ein wichtiges Element der Identität und immerhin eine Strukturierung ihres Lebens.

Aber prüfen wir uns. Fördern wir dieses Leben mit eigener Biografie im Heim tatsächlich, oder hemmen und verhindern wir sie eher? Ist die Heimaufnahme und der Alltag hier tatsächlich die Bereicherung des Lebens, die ein neuer Lebensabschnitt mit sich bringt? Wird ein Lebensbereich hinzugewonnen, folgt hier nach dem Auszug aus der Familie ein Leben als Erwachsener, der mit seinen Erfahrungen gefragt ist, oder geht es manchen Bewohnern geht wie Herrmann Wahl so, dass ihre Biografie eher eingefroren wird? Leben nicht viele ohne Vergangenheit und ohne Zukunft? Zählt oft nicht nur, was im Augenblick zu bewältigen ist? Ich meine, es gibt Gründe, weshalb die Institution Heim dazu neigt, die Biografie von Bewohnern „einzufrieren“, ähnlich wie die Familie in der Eingangsgeschichte. Das sollte uns beschäftigen, denn mit der vorenthaltenen Biografie nehmen wir Menschen ein Stück Subjektivität und Einzigartigkeit, aber auch seine mögliche zukünftige Bildung.

Bedrohung der Entfaltung einer eigenen Biografie unter institutionellen Bedingungen

Die Eltern im einleitenden Beispiel leben mit ihrem Kind nur im Augenblick. Sie geben ihm das, was im Augenblick nötig erscheint. Die Vergangenheit ist zusammengeschrumpft auf die Geburt, bei der die Schädigung passierte, und eine Zukunft gibt es auch nicht. Dass die Eltern ihrem Kind den Tod wünschen (es soll vor ihnen sterben), ist eine logische Konsequenz dieser Geschichtslosigkeit. Es hat nichts Gutes zu erwarten.

Das Eingangsbeispiel hat auch etwas von der Definitionsmacht von Institutionen gezeigt. Die ärztliche Diagnose bestätigt sich, weil die Eltern sie für eine unüberwindliche Prognose halten. Vom augenblicklich erkennbaren Zustand des Kindes wird auf seine Chancen geschlossen. Die organischen Gegebenheiten und die augenblicklich bekannten Methoden werden alleine zur Bestimmungsgröße der Entwicklung. In Heimen finden wir Vergleichbares: Menschen können auf ihren Istand festgeschrieben werden, als hätten sie weder Vergangenheit noch Zukunft. So, wie sie den Betreuern aus ihrer augenblicklichen Sicht heraus erscheinen, so sollen sie angeblich „in Wirklichkeit“ sein. Der Streit mit Eltern oder zwischen verschiedenen Fachleuten dreht sich dann häufig um dieses „wie ist sie wirklich“, oder „was die in ihn reinlesen, was er doch gar nicht kann“.

Verschiedene Bedingungen führen dazu, dass wir im Heim solches statisches Denken finden. Vergleicht man Eltern und BetreuerInnen im Heim unter dem Aspekt des „biografischen Denkens“, so stellt man fest, dass erstere ihr Kind viel biografischer zu sehen scheinen als letztere. In einer Untersuchung habe ich Interviews mit Eltern und Heimbetreuern ausgewertet und u.a. folgendes festgestellt:

◆ **Thesen zum Verhältnis Eltern - Betreuer im Heim**

Es erscheint für Betreuer im Heim nicht notwendig, sich mit der individuellen und familiären Geschichte zu befassen

Mit behinderten Menschen umgehen und leben lernen ist bei den Eltern ein (oft lebens-) langer Prozeß, bei Betreuern geht die Einarbeitung sehr schnell; sie werden sozusagen in das kalte Wasser geworfen und müssen schnell schwimmen lernen. Mit der Geschichte der Bewohner sich zu befassen ist zumindest nicht notwendig, um sich zu bewähren.

Eltern erscheinen Betreuern als Gescheiterte

Obwohl Betreuer meist kaum etwas von der Geschichte der Familien wissen, haben sie trotzdem häufig ein festes (Vor)Urteil dazu. Aus ihrer Perspektive erscheinen Eltern oft als Gescheiterte, die mit der Heimunterbringung dieses Scheitern eingestanden haben. Eltern wehren sich gegen diese Sicht – zu Recht. Denn sie haben vieles geleistet: Trotz des Schocks am Anfang das Kind versorgen, es lieb gewinnen, das Leben völlig neu organisieren und planen. Viele Eltern wachsen sogar daran, sie entdecken ihre Stärken, verändern sich. Sie bewältigen Vieles, praktisch und seelisch – und ihr Kind mit ihnen. Es muss damit zurecht kommen, dass seine Eltern zunächst verunsichert sind, dass sie nicht leicht herausfinden, wie sie ihm gerecht werden, ohne zu verwöhnen und zu überfordern. Jede neue Institution stellt sie vor neue Rätsel: Ist sie gut für ihr Kind? Die biografischen Stolperschwellen vom Trotzalter über die Pubertät und das Erwachsenwerden sind mit mehr Unsicherheiten für beide Seiten verbunden als üblich, weil niemand so richtig weiß, wie man es richtig macht. Erziehung muss sozusagen jeweils neu erfunden werden. Wenn sich dann Eltern – um die Zukunft ihres Kindes zu sichern, oder weil sie nicht mehr können - für eine Heimaufnahme entscheiden, meinen Betreuer oft, sie seien gescheitert, und müssten ihnen nun zeigen, was ihr Kind braucht.

Ablösung: Meist Weggeben statt Loslassen

Die Heimaufnahme ist ein besonderer Ablösungsprozess für Eltern und Tochter oder Sohn, der Eltern fast lebenslang beschäftigt, lange vor und auch nach der Heimaufnahme. Bei Menschen mit geistiger Behinderung ist meist kein Loslassen, sondern ein Weggeben

notwendig. Andere Eltern können sich den Wunsch leisten, die Kinder bei sich zu behalten, denn diese gehen von alleine. Eltern von Menschen mit geistiger Behinderung müssen meist selbst dafür aktiv werden und auch noch bei Ämtern ihre Überforderung amtlich machen. Von Betreuern wird dieser komplexe Vorgang punktuell und damit geschichtslos erlebt. Die Bewohner sind einfach da. Man nimmt sie, wie sie sind, stellt sich auf das ein, was sie augenblicklich abverlangen. Der augenblickliche Eindruck prägt ihr Bild: Welche Versorgung brauchen sie, wie geht man mit ihrem Verhalten um, wie ihre Einordnung zu erreichen?

Für selbstverständlich gehaltenes Vertrauen

Eltern und Bewohner haben viele Erfahrungen mit Institutionen. Sie bemühen sich, dem Heim trotz teilweise negativer Vorerfahrungen vorbehaltlos zu begegnen. Betreuer interessieren sich wenig für solche Geschichten und halten vorbehaltloses Vertrauen eigentlich für selbstverständlich. Skepsis irritiert sie.

Unsymmetrisches Verhältnis

Das Verhältnis zwischen Betreuern und Eltern ist nicht symmetrisch. Eltern trauen Betreuern deutlich mehr zu als Betreuer Eltern. Ratschläge gibt es fast nur in einer Richtung. Bei Erziehungsfragen soll in der Regel die Familie sich den Regeln des Heimes anpassen, nie umgekehrt. Die Idee, Eltern mal um Rat zu fragen, kommt Betreuern kaum.

Unzureichende Qualifikation

Eltern und Betreuer sind sich einig, daß Betreuer zu wenig oder gar nicht für die Kooperation mit Eltern qualifiziert werden.

Gründe für die Vernachlässigung von Biografie

◆ Folie: Gründe für die Vernachlässigung der Biografie

Eltern und Bewohner tragen ihre gemeinsame Geschichte und die Erfahrungen mit professionellen Helfern mit sich. Der biografische Einschnitt der Heimaufnahme ist oft ein ähnlich schwieriger Schritt wie das Lebenlernen mit der Behinderung. Warum stößt das bei vielen Betreuern auf Desinteresse?

Das betreuerische Aufgabenverständnis umfaßt die Biografie nicht

Betreuer wählen ihren Beruf, um Menschen mit Behinderungen zu helfen, nicht ihren Eltern. Sie werden für die Betreuung bezahlt. Beschäftigung mit Eltern, und damit mit Herkunft und Geschichte der Bewohner, wird zur Zusatzaufgabe, die höchstens aus besonderem individuellem Engagement oder wenn man Zeit hat, übernommen wird.

Geschichte und Familie interessieren am ehesten, wenn die eigene Aufgabenbewältigung an Grenzen stößt. Bei schwierigem Verhalten ist dann „die Familie schuld“. Fragen an die Eltern drehen sich häufig darum, welche Probleme als Folge familiärer Bedingungen zu erwarten sind. So sagt eine Betreuerin: Nach dem Hausbesuch war mir klar, warum der A. bei uns so schwierig ist.

Wunsch nach Unvoreingenommenheit

Betreuer wollen nichts von der Geschichte wissen wollen, um „unvoreingenommen“ zu sein. In Akten, in Elternberichten etc. wird ein bestimmtes Bild vermittelt – davon möchte man sich

nicht festlegen lassen. Man möchte nicht – wie in der Beispielgeschichte am Anfang – aufgrund negativer Prognosen Entwicklungschancen verbauen.

Vorrang des zu bewältigenden Alltags

Den wichtigsten Grund für eine geschichtslose Sicht betreuter Menschen vermute ich aber im Vorrang der zu bewältigenden Alltagssituation. Nicht einzelne Menschen sind zu betreuen, sondern eine Gruppe. Deshalb stört Individualität tendenziell. Biografie ist individuell. Jeder hat Besonderheiten ausgebildet, und Eltern wünschen für ihr Kind weiterhin Besonderes. Doch für Betreuer wird es zur scheinbaren Hauptaufgabe, Menschen zu veranlassen, sich nicht mehr individuell zu verhalten. Die kollektive Betreuung klappt besser, wenn alle relativ ruhig sind, mit dem gleichen Essen und mit den allen geltenden Regeln einverstanden sind. Auch am Sonntag bei Einerbesetzung muss die Arbeit möglich sein.

Neigung zur Schaffung einer totalen Institution

So wird es zum Problem, wenn jemand zu oft zu Hause ist und danach etwas anderes möchte, als es das Heim mit seinen sehr begrenzten personellen Ressourcen leisten kann: Bevorzugung, Verwöhnung, emotionale Zuwendung erscheinen plötzlich als Problem. Menschen werden zu Hause daran erinnert, wie das Leben einmal war, wie es auch sein könnte, was sie jetzt vermissen. Ihre biografische Erinnerung stört. Im Grunde wird die totale Institution zum Ideal. Goffmann meint mit diesem Begriff eine Institution ohne Schlupflöcher für Individualität, in der überall gleiche Regeln gelten, ohne Wahl zwischen verschiedenen Welten. Wir sagen oft: Eltern müssen zu Hause ein Regiment einführen, das unserem entspricht – oder wir müssen die Kontakte kappen. Sicher können manche Menschen mit dem Hin und Her zwischen Heim und Familie überfordert sein, aber wir schneiden häufig ihre Geschichte ab, weil wir nicht die Bedingungen zu haben glauben, sie ihnen zuzugestehen.

Menschen haben ein Recht auf Vergangenheit und Zukunft

Doch mit der Geschichte nehmen wir ihnen ihre individuelle Identität. Wir dürfen Menschen nicht auf das reduzieren, was unsere Arbeit erleichtert, sondern sie als Subjekte begreifen, die ihre Vergangenheit, Entwicklung, Erfahrung hinter sich und eine Zukunft mit neuen möglichen Erfahrungen, Vielfalt, Variabilität, neuen Entwicklungen vor sich haben.

Menschen Unterschiedlichkeit zugestehen: Leben in zwei Welten als Eröffnung von Biografie

Die Menschen brauchen, dass wir anerkennen, dass ein Leben in mehreren Welten zum Menschsein. Wer im Heim lebt, braucht es ganz besonders, dass diese verschieden sind. Lassen wir also zu, dass sich jemand zu Hause anders verhalten darf als im Heim – und umgekehrt. Nicht Gleichmachen, sondern Ermöglichen von unterschiedlichen Erfahrungen sind Bedingungen von Freiheit und Autonomie. Das Prinzip eines Lebens in mehreren Welten war immer schon eine zentrale Normalisierungsforderung. Sind wir froh, wenn Eltern berichten, was ihr Sohn früher konnte, oder was ihre Tochter zu Hause am Wochenende Tolles vollbracht hat? Oder lächeln wir mild: Sie haben wieder phantasiert. Wir wissen viel besser, dass sie oder er das nicht kann. Was für eine eigenartige Sicht vom Menschen ist das. Er soll überall gleich sein? Er soll wie eine Maschine sein, die man hinstellen kann, wo man will, und sie reagiert auf Knopfdruck gleich? Seien wir glücklich, wenn Eltern berichten, dass ihr Kind bei

ihnen völlig anders ist als bei uns. Wenn es sogar aufblitzen lässt, dass es über Fähigkeiten verfügt, von denen wir nichts ahnen.

Ernstnehmen der Geschichte, die Heimbewohner und ihre Familien mitbringen

Wir müssen uns für Vorgeschichten, auch für die Akten interessieren. Wenn wir das nicht tun, um uns nicht negativ beeinflussen zu lassen, zeigen wir nur, dass wir noch biografisch denken lernen müssen, sonst wäre uns klar, dass die dort festgehaltenen Einschätzungen wichtige Erfahrungen sind, dass es aber keine Festlegung bedeutet.

Eltern fühlen sich nicht ernst genommen, wenn man ihre Geschichten abblockt und in das Reich der Fabeln abschiebt, wenn sie erzählen, was ihr Kind alles versteht oder ihnen zu verstehen gibt. Es heißt dann leicht: Sie haben die Behinderung nicht akzeptiert. Das meint: sie haben nicht klaglos hingenommen, dass nicht mehr drin ist. Phasenmodelle der Bewältigung wie das von Frau Schuchardt legen solches Denken nahe. Doch was heißt das? Sie sollen nicht mehr erwarten, als bei uns, in diesem Heim mit diesen Betreuungsbedingungen, mit unseren Kenntnissen, mit den von uns bevorzugten Konzepten etc. erreichbar erscheint. Vielleicht ist ja unter anderen Bedingungen, etwa denen in der Familie, tatsächlich anderes möglich. Seien wir froh darüber, wenn das festgestellt werden kann, und fragen wir, ob wir etwas ändern können.

Menschen brauchen es, dass ihre Geschichte im Bewußtsein der Beteiligten am Leben erhalten wird. Die Kindheit, die Schädigung, die zur Behinderung führte, die Erfahrung von Liebe, aber auch von Ausgrenzung und körperlichen Schmerzen bei Behandlungen, der Wechsel von Personen und Institutionen bis zur grundlegenden Veränderung der Lebensschwerpunkte für Eltern und Sohn oder Tochter mit der Heimaufnahme. Es gibt viele Möglichkeiten, Erinnerung am Leben zu erhalten.

Entwicklungschancen abchecken mit Hilfe biografischer Erfahrungen

Wir sollten Eltern und frühere Betreuer fragen und Akten auch im Bewusstsein lesen, dass ein Mensch nicht statisch ist. Wir können in der Vergangenheit nach Chancen für die Zukunft suchen. Wenn uns interessiert, was Bewohner in früheren Zeiten und in anderen Welten zeigten, konnten, was sie interessierte und was sie erlebten, eröffnen wir uns Chancen beim Finden von Entwicklungschancen für die Bewohner.

◆ Folie: Beispiel: Bild 1

Ein Junge äußert oft Laute, die klingen, als könnten Worte gemeint sein, aber man versteht sie nicht. Ich habe Betreuer gefragt, was sie wohl bedeuten. Sie wussten es nicht, für sie waren die Laute vor allem störend oder sinnlos. Hat der Junge vielleicht früher gesprochen, aber ohne deutliches Artikulieren die sprachliche Interaktion aufgegeben? Gab oder gibt es Menschen, die ihn verstanden oder verstehen? Die Beschäftigung mit der Biografie kann helfen, Chancen wieder zu eröffnen und das herauszufinden.

◆ Beispiel

Ein Junge stört, weil er unwahre Dinge erzählt. Ich habe ihn angeregt, mir einiges in die Schreibmaschine zu diktieren. So entstanden Geschichten, in denen er Vieles mitteilte, vermutlich vor allem über seine Biografie und Erfahrung mit Institutionen. Er berichtete von einem Plattenspieler, der nicht mehr richtig funktioniert, repariert werden soll, ausgeschlachtet

wird, sich aber dann entschließt, die Reparaturwerkstatt zu verlassen und zum Fernseher verwandelt in die Gemeinschaft zurückzukehren.

◆ **Beispiel**

Biografisch zu denken heißt auch, die Tatsache zu beachten, dass ein Mensch aufgrund seiner Erfahrungen handelt und seine Schlüsse daraus zieht, weil jeder Mensch eine Bildungsgeschichte hinter sich hat. Wenn wir das nicht beachten, erscheinen viele Verhaltensweisen als unsinnige Störungen, die man beseitigen sollte.

Ein Junge läuft um den Tisch. Er soll sich setzen und tut das. Die Klötzchen, die man ihm gibt, fasst er kurz an, dann läuft er wieder herum. Der Betreuer gibt sich viel Mühe, damit er sich wieder setzt und mit dem Material beschäftigt. Statt des Herumlauftens soll er etwas Sinnvolles tun. Biografisch gesehen hat der Junge eine Kompetenz entwickelt. Pädagogisches Handeln hat daran anzuknüpfen. Vielleicht ist es sinnvoll, mitzugehen. Vielleicht lässt sich der Junge dann irgendwann auch für eine andere Beschäftigung begeistern, wenn zuerst das gewürdigt wird, was er selbst gefunden hat. Pädagogik kann nicht darin aufgehen, ihm das selbst Entdeckte wegzunehmen¹.

Ein Mädchen sitzt im Rollstuhl. Sie reibt ihre Finger aneinander, steckt sie ab und zu tief in den Mund. Die Betreuerin sieht das als Ausdruck einer Störung, die sie durch Entspannung beseitigen möchte. Das Mädchen verhält sich nicht funktional und „sinnvoll“. Biografisch gesehen hat sie aber eine Möglichkeit angeeignet, sich zu bewegen – und wir wollen ihr das wegnehmen, statt mitzuspielen, so für sie interessant zu werden und die Chance zu bekommen, ihr Spiel zu bereichern.

Ein Mädchen spielt nicht, aber sie spült mit Begeisterung Geschirr. Die Betreuer sind genervt und versuchen, ihr die Stereotypie auszutreiben. Sie könnten aber auch fragen, ihre entwickelte Stärke als Kompetenz zu nutzen wäre – und wie ihr Interesse an interessanten Effekten und

¹ Das Interesse an der Biografie kann hier auch zum Verstehen beitragen, weshalb er so begrenzte Möglichkeiten ausgebildet hat. Er stammt aus der DDR, erhielt dort keine institutionelle Bildung, sondern mit 6 Jahren einen Ausschulungsbescheid, auch einen Kindergarten besuchte er nicht. Mit 9 Jahren zog er 1988 (vor 12 Jahren) in den Westen und wurde in einem Heim aufgenommen; seither besucht er die Schule. Aus den jährlichen Schulberichten geht hervor, dass es in den Anfangsjahren Fortschritte in der Selbstversorgung und Kontaktaufnahme gab: Es wird berichtet, dass er sich bereitwillig in verschiedenen Unterrichtssituationen führen ließ und lässt, aber diese Dinge nicht aus eigenem Antrieb heraus tut. Er wurde also 11 Jahre vor allem geführt, wenn es um den Umgang mit Gegenständen und Personen ging. Er hat zu den meisten Dingen, die ihm angeboten wurden, keine Interessen aufgebaut. Das sieht man daran, dass er sich den angebotenen Beschäftigungen nicht aus eigenem Antrieb zuwendet, sondern lieber auf dem Sofa sitzt (oft in der Nähe von Musik) oder umhergeht. Im Zusammenhang mit Musikhören kommt es aber vor, dass er Kontaktangebote erwidert.

Es ist zu vermuten, dass Heim und Schule unter Förderung vor allem verstanden, seine Anpassung an die neue Situation und seine Selbständigkeit zu fördern. Das geschah als Vorgabe von außen, als Führung, aber nicht als Eingehen auf das (wenige), was er zuvor, ohne besondere Hilfe, also autodidaktisch, aneignen konnte. So behält er als Verhaltensvarianten vor allem das bei, was ihm vorher schon möglich war, und was er als Vorliebe auch ohne Hilfe entwickeln konnte – das Sitzen, Musikhören und Umherlaufen. Daran knüpft aber niemand an, es wird versucht, abzubauen.

anderen Unterhaltungsformen abhanden kam, das von der Entwicklungslogik her früher vermutlich da war und vielleicht wieder zu gewinnen wäre.

◆ **Folie Beispiel: Bild 2**

Was sehen Sie bei diesem Jungen? Stereotypien, keine sinnvolle Beschäftigung. Sie sehen auch seine Umgebung und fragen, was er sonst tun könnte, als sich mit seinem Körper zu befassen. Fragen wir nach seiner Lebensgeschichte, entdecken wir jedoch seine Leistung: unter seinen Lebensbedingungen etwas zu finden, was ihn interessiert, womit er etwas tun kann: Körper und Kleidung. Vielleicht sind seine Erfahrungen auch so, dass er aus guten Gründen kein Interesse an Menschen und Welt gebildet hat.

Was ändert sich für ihn durch unser Interesse an seiner Biografie? Wir sehen plötzlich seine Kompetenzen, die wir nicht auch noch wegnehmen dürfen. Wir erfahren vielleicht auch, ob er früher zu Dingen oder Personen Beziehungen hatte, an denen man anknüpfen könnte. Oder wir erfahren, dass dazu keine Gelegenheit war – das könnte Mut machen, ihm diese erst einmal zu geben. Für diesen Menschen muss sich aber auch die Institution verändern. Es müssen Dinge da sein und angeboten werden, die als interessant entdeckt werden können. Und die Institution muss sich öffnen. Vielleicht gibt es in der Welt draußen etwas, was ihm neue Möglichkeiten erschließt, vielleicht muss man auch seinen Eltern den Zugang in das Heim besser öffnen.

Perspektiven <folie 2>

Sehen wir Menschen nur unter der Perspektive, welche Arbeit sie uns machen, welchen Aufwand sie uns abverlangen, dann neigen wir dazu, sie zu begrenzen. Das gilt im Heim besonders, weil wir hier mehr als sonst in der Pädagogik kollektive Situationen haben, die durch individuell-spontanes, sich nicht an anderen orientierendes Verhalten, belastet werden. Individualität wird zur Störung, die zu unterdrücken ist.

Damit geraten wir in Gefahr, Menschen kaum mehr Erfahrungen zuzubilligen, in denen sie sich als die Mächtigen, als die Bestimmenden, als die Ausgangspunkte der Interaktionen erfahren können. Begreifen wir sie und ihr Verhalten, ihr Aussehen, ihre Reaktionen, ihre Wünsche etc. aber als Ergebnis ihrer Lebensgeschichte, als das, was sie sich – zum Teil mühsam – angeeignet haben, so achten wir das. Dann überlegen wir, wo wir nicht nur Vorgaben und Vorschläge machen, sondern auch möglichst oft auf das eingehen können, was sie tun und nicht nur erwarten, dass sie sich immer unseren Regeln anpassen.

Biografisch denken ermöglicht einen anderen Umgang mit den Heimbewohnern

Sie können als Subjekte gewürdigt werden: Was sie tun, wie sie sind, ist eine Errungenschaft, ein Ergebnis von Erfahrung und individuell daraus gezogenen Schlüssen. Jegliches Verhalten hat seinen Sinn, denn ein Mensch hat gelernt, so zu leben, das ist die Summe seiner Lebenserfahrung. Und wenn diese beinhaltet, dass es besser ist, auf andere nicht einzugehen, sich nicht für ihr Wohlergehen zu interessieren, sie nicht anzuschauen – wie es Autisten tun – dann ist das auch als Erfahrungs-Schlussfolgerung zu würdigen. Und es sind Schlüsse daraus zu ziehen: Wie kann ein Autist, wie kann ein Mensch mit schwersten Behinderungen, wie kann jeder Bewohner die Erfahrung machen, dass es – doch – lohnt, sich an anderen Menschen zu orientieren?

Unsere erste Aufgabe kann es nicht sein, das zu beseitigen, sondern es als Ergebnis der Biografie zu verstehen und zu überlegen, wie wir darauf antworten können. Wenn ein Mensch in

ein Heim kommt, dann müssen wir ihn zunächst gewinnen. Er muss die Erfahrung machen können, dass er hier geschätzt und gewürdigt wird. Das geschieht vor allem dadurch, dass wir das, was er angeeignet hat, zum Ausgangspunkt unserer Interaktion mit ihm machen, dass wir uns dafür interessieren. Er muss erleben können, dass das von ihm Mitgebrachte etwas zählt. Das bedeutet, dass wir ihm die Chance geben müssen, sich als Subjekt zu erleben. Die Situationen, in denen wir ihn von außen bestimmen, müssen zumindest in einer Balance liegen mit denen, in denen er der Autor, Initiator einer Situation, einer Interaktion ist. Dann kann auch seine Bereitschaft wachsen, sich an uns und an den zweifellos notwendigen Regeln in der Institution zu orientieren, das eröffnet ihm die Chance, den neuen Lebensraum wirklich zu nutzen als Erweiterung, als neues Element seiner Biografie. Biografisches Denken rechnet immer mit der Möglichkeit, dass der Mensch mehr Subjektivität entwickelt hat und entwickeln kann, als wir aufgrund der momentanen Anschauung für möglich halten.

Biografisch denken ermöglicht einen anderen Umgang mit den Eltern

Dabei dürfen wir nicht seine bisherige Biografie entwerten. Das prägt auch unseren Umgang mit den Familien. Sie haben viel geleistet, viel mehr als wir, die wir nach acht Stunden Dienst gehen können. Wir müssen nicht beweisen, was sie falsch gemacht haben, vielmehr die Chance nutzen, die darin liegt, dass sie ihrem Kind weiterhin etwas bieten können, was das Heim nie geben kann: Lebenslange Zugehörigkeit, konstanten emotionalen Rückhalt, vielleicht auch ein bisschen Verwöhnung. Fragen wir sie mal um Rat, wenn uns etwas nicht gelingt, denn immerhin haben sie ihre Tochter, ihren Sohn 20 oder 30 Jahre betreut.

Fazit

Das Heim trägt zur Bereicherung der Biografie bei, wenn es sich als Phase in der Lebensgeschichte begreift und die anderen Phasen würdigt, zur Erinnerung an sie anregt, sie einbezieht und vermeidet, selbst wie eine „totale Institution“ alles sein zu wollen, was der Mensch braucht. Das schafft das Heim nicht, es braucht die Ergänzung durch andere Lebensräume, die vorher und gleichzeitig auch Bedeutung für den Menschen haben.

Wir halten Anpassung an uns und unsere Regeln für das Normale – ein Nichteinlassen für eine Störung. Damit sehen wir den Menschen nur aus der Perspektive unserer Arbeitsbewältigung: Wer uns daran hindert, diese erschwert, ist gestört. Doch wir müssen erst einmal das Vertrauen gewinnen. Das geht nur durch Würdigung der Geschichte, bei Bewohnern wie bei Eltern.

Keine Wahl für Hermann Wahl? Eine Lebensgeschichte

- /// **Menschen ohne Biografie**
- /// **Gründe für das „Einfrieren“ der Biografie**
- /// **Reduktion des Menschen auf seine biologische Natur als Zuschreibung**

Leben in der Tripolarität eröffnet Bildung und Biografie

- /// **Das Bildungsziel der Autonomie als zentrales Element der Biografie**
- /// **Vorstrukturierung der Biografie durch Institutionen**
- /// **Sonderinstitutionen ermöglichen (nur) eine besondere Biografie**
- /// **Entwicklung der Tripolarität bei Menschen mit geistiger Behinderung**
- /// **Abrupte Brüche in der Biografie statt biografischer Kontinuität**

Bedeutung der Lebensgeschichte für Menschen im Heim, ihre Eltern und BetreuerInnen

- ≡ **Bedrohung der Entfaltung einer eigenen Biografie unter institutionellen Bedingungen**
- ≡ **Gründe für die Vernachlässigung von Biografie**

Menschen haben ein Recht auf Vergangenheit und Zukunft

- ≡ **Menschen Unterschiedlichkeit zugestehen: Leben in zwei Welten als Eröffnung von Biografie**
- ≡ **Ernstnehmen der Geschichte, die Heimbewohner und ihre Familien mitbringen**
- ≡ **Entwicklungschancen abchecken mit Hilfe biografischer Erfahrungen**

Perspektiven

- ≡ **Biografisch denken ermöglicht einen anderen Umgang mit den Heimbewohnern**
- ≡ **Biografisch denken ermöglicht einen anderen Umgang mit deren Eltern**

Fazit

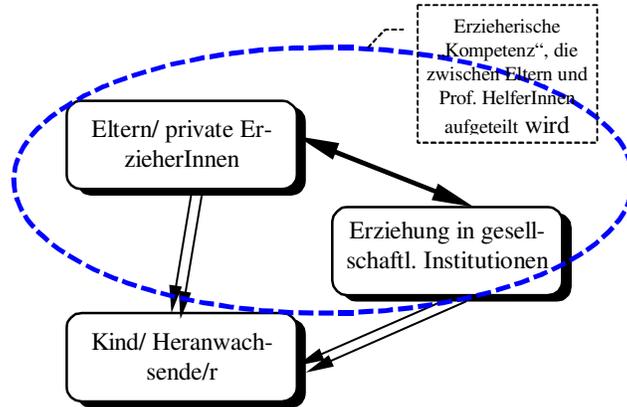
Vergleich äußerlich gleicher Lebensabschnitte

| Bedeutung für Menschen ohne Behinderung | | Bedeutung für Menschen mit geistiger Behinderung |
|---|--------------------------|--|
| Kinder werden zunächst gebracht, gehen dann eigenständig. Anbahnung von Freundschaften. | Kinder-garten | Kinder lernen andere Kinder und Betreuer kennen, aber meist ist Transport notwendig. Geringer Zuwachs an Eigenständigkeit |
| Selbständiger Schulbesuch, Kontakte zu Freunden auch außerhalb der Schule, erstes eigenes Geld (Taschengeld) | Schule/Ausbildung | Neue Bekannte, aber weiterhin Transporte notwendig, kaum Kontakte außerhalb der Schule, enge Absprachen Elternhaus/Schule, evt. Taschengeld |
| Überwiegende Kontakte ohne Elternkontrolle im Jugendalter, Herausbildung eigener Standpunkte | Freundeskreis Peer-group | Jugendkontakte fast ausschließlich organisiert, beaufsichtigt, kaum direkt im Wohngebiet |
| Möglichkeit, eigene Unabhängigkeit und eigene Interessen zu erproben und zu realisieren | Freizeit/Urlaub etc. | Urlaub v.a. mit Eltern oder organisiert möglich, bei erheblicher Behinderung im Kurzzeitheim mit voller Betreuung |
| Wahl von Beruf und Arbeitsplatz ohne Vorgaben. Verdienst ermöglicht selbstbestimmtes Leben, Wohnen etc. | Arbeit | Arbeitsmöglichkeit v.a. in der regionalen WfB oder Fördergruppe; geringes Einkommen ermöglicht kein eigenständiges Leben |
| Zeitpunkt und Ziel des Auszuges aus der Familie wird selbst bestimmt auf Grundlage eigener Finanzmittel. Wohnort und Wohnungseinrichtung individuell entschieden. | Wohnen | Zeitpunkt des Auszuges meist fremdbestimmt (Eltern, Fachleute, Behörden), ebenso Ort und Grad der Eigenständigkeit des Wohnens. Nur teilweise Mitsprache bei Wohnungsgestaltung. |
| Nach Berufswahl sind Familiengründung, Kinder etc. möglich. Interessen werden selbst wahrgenommen, politische Rechte genutzt. | Leben als Erwachsene | Einzelne leben alleine oder in Partnerschaft, oft „erwachsenes Kind“ in Familien oder kollektiv im Heim. Interessen durch andere vertreten (Betreuer, Eltern, Verbände). |

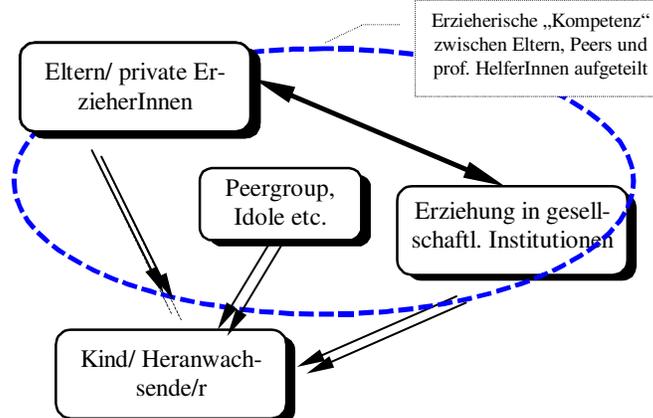
Abb. 1 (nach Klauß 1995)

Entwicklung der Tripolarität

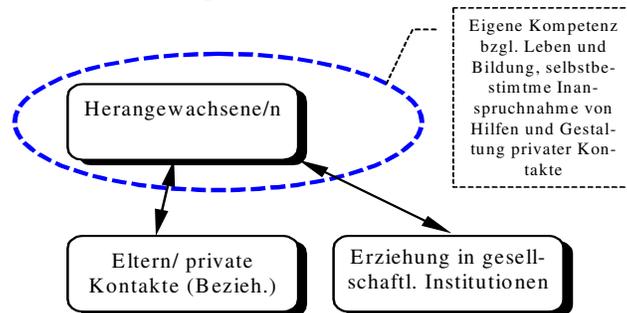
Dreipoliges Beziehungsgeflecht in der Phase des Heranwachsens = in die Gesellschaft, das Erwachsensein Hineinwachsens



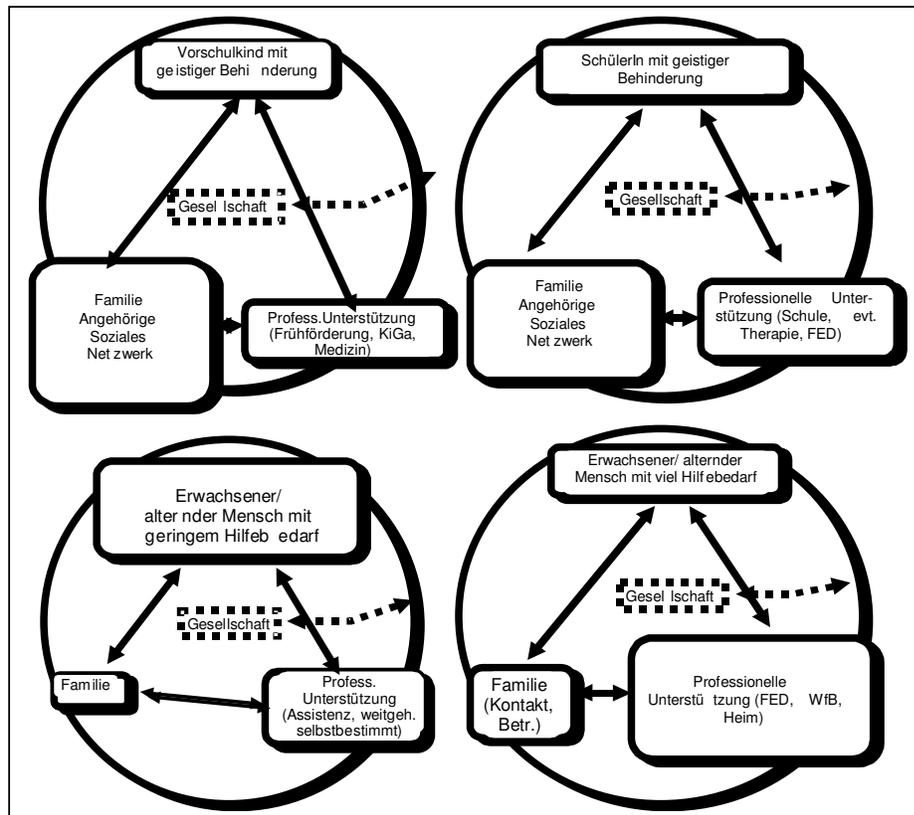
Auspaltung privater Beziehungen im Jugendalter



Erwachsenwerden



Entwicklung der Tripolarität bei Menschen mit geistiger Behinderung



Heim und Eltern

- ≡ Bericht von Eltern: Was A. zu Hause alles tut und kann oder früher konnte und wusste
- ≡ Reaktion im Heim: Das wissen wir besser. Das wollen wir gar nicht wissen. Die haben die Behinderung nicht bewältigt
- ≡ Bericht vom Heim: Was wir mit A. erreicht haben
- ≡ Reaktion von Eltern: Die verleugnen ihre Schwierigkeiten. Die halten uns für unfähig

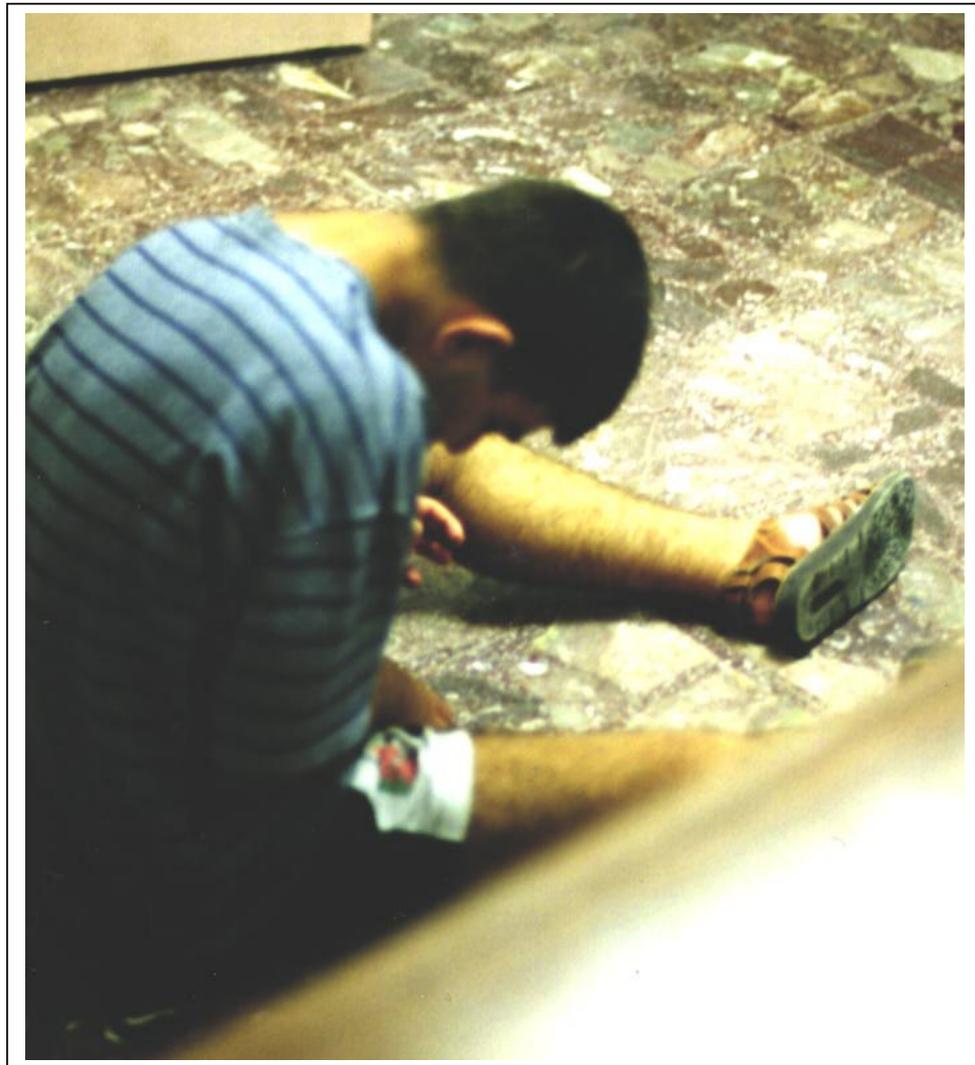
Thesen zum Verhältnis Eltern - Betreuer im Heim

- ≡ Es erscheint für Betreuer im Heim nicht notwendig, sich mit der individuellen und familiären Geschichte zu befassen
- ≡ Eltern erscheinen Betreuern als Gescheiterte
- ≡ Ablösung: Meist Weggeben statt Loslassen
- ≡ Für selbstverständlich gehaltenes Vertrauen
- ≡ Unsymmetrisches Verhältnis
- ≡ Unzureichende Qualifikation

Gründe für die Vernachlässigung der Biografie

- ≡ Das betreuerische Aufgabenverständnis umfaßt die Biografie nicht
- ≡ Wunsch nach Unvoreingenommenheit
- ≡ Vorrang des zu bewältigenden Alltags
- ≡ Neigung zur Schaffung einer totalen Institution





„Das Leben kann nicht mehr nach dem gleichen Lebensentwurf gelebt werden, wenn die geistige Behinderung eines Kindes bekannt ist. Das zieht sich durch alle Berichte hindurch. Beeindruckend ist aber, daß diese Zerstörung von Hoffnung, dieses Umwerfen von Zielen nicht mit einem Scheitern gleichgesetzt werden muß. In den meisten Fällen gelingt es den an dieser Untersuchung beteiligten Eltern, nicht nur ein positives Bild von ihren behinderten Kindern und eine akzeptierende, wertschätzende Haltung zu ihnen zu entwickeln, sondern sie können auch davon berichten, was sie selbst an persönlicher Entwicklung erlebt haben und auf die Behinderung ihres Kindes und deren Bewältigung beziehen“ (Klauß 1993, 284).

Geschmacksbildung und Biographie (als Bildungsgeschichte)

Die Biographie des Menschen ist seine Bildungsgeschichte. Nicht nur seine Fähigkeitsentwicklung, sondern auch seine Erfahrungen und seine Schlüsse daraus.

Ein nicht defizitäres Verständnis bezieht das ein, bedeutet nicht nur, daß statt Unfähigkeit und Besonderheit das Können gesetzt wird, das hat die VT schon 1980 so gesehen (VM in der Praxis). Vielmehr geht es um die Frage, ob der Mensch als Wesen mit einem freien Willen verstanden wird, mit Geschmack, Willen, Interesse – die aber alle der Bildung bedürfen.

Zentrale Bedeutung der Entscheidung für die soziale Orientierung für die Bildungsgeschichte, die Biographie. Gegen die Auffassung, dies sei prinzipiell vorauszusetzen (Feuser, Fornefeld u.a.). Dafür können und müssen wir werben, Bildung beginnt mit Geschmacksbildung – in bezug auf andere Menschen.

Im Tagespraktikum einer Oberstufenklasse der Schule für Geistigbehinderte werden Brezeln eingekauft. In zwei Bäckereien sollen Preise verglichen werden. Klaus (Name geändert) hat in der Bäckerei A nicht nur erfahren, daß das Gebäck dort billiger ist als in der Bäckerei B, er ist fasziniert davon, daß man bei größeren Mengen noch Prozente bekommen kann.

Dann werden die Brezeln geteilt: Alle sollen bewerten, wie sie aussehen und wie sie schmecken. Es zeigt sich, daß zwar etliche die Brezeln unterscheiden können, aber niemand macht eine Aussage, welche besser schmeckt. Aus mechanistischer, reduzierter Sicht wird daraus normalerweise der Schluß gezogen, daß hier eine Störung, ein Fähigkeitsdefizit vorliegt: Die Schüler können nicht unterscheiden, ein Wahrnehmungsproblem. Also muß die Wahrnehmung geübt werden. Doch zumindest im Ansatz gelingt die Unterscheidung. Als eigentlichen Hinderungsgrund für die Entscheidung zeigt sich vielmehr, daß diese SchülerInnen keinen Geschmack ausgebildet haben – zumindest keinen in Bezug auf diese Brezeln.

Unter diesem Aspekt wird dann beispielsweise die sog. Basale Stimulation (Fröhlich 1998) neu zu verstehen als Bildungsangebot. Dem Menschen wird etwas nahegebracht, was es als Idee (eben als im Konzept der BS entwickelte) gibt, aber erst nur an sich, noch nicht für ihn: Die Möglichkeit, sich schwingend zu bewegen (Hängematte), sanfte Hautberührung zu empfinden, Dinge zu schmecken, den eigenen Körper in An- und Entspannung wahrzunehmen.

Lebensgeschichten nachzeichnen – zumindest das äußerliche Geschehen läßt sich häufig rekonstruieren. Allerdings darf nicht mechanistisch interpretiert werden: Menschen sind nicht sklavisches abhängig von dem, was sie erleben, sie ziehen ihre eigenen

Schlüsse daraus. Es können deshalb nur Hypothesen gebildet werden, aus welchem Anlaß welcher Entschluß gefaßt worden sein könnte. Aber das könnte ein Ansatz sein, etwas zu verändern, andere Erfahrungen anzubieten.

Bedeutung der Biografie

Beschäftigung mit der Biografie ist gegen die Gleichsetzung von Tun und Können gerichtet: Menschen verhalten sich nicht wie Maschinen, die keine Geschichte hinter und vor sich haben

Biografie ist der Hintergrund, auf dem Subjekte sich in der Gegenwart entscheiden (Selbstbestimmung).

Biografie meint das Unverwechselbare eines Menschen, sie meint seine Geschichte

Was steht in einer Biografie? Die Entwicklung eines Menschen – aber doch nur zum Teil. Dazu kommt auch, was jemand erlebt hat: Ereignisse, Erfolge und Mißerfolge, andere Menschen, Institutionen – aber alles bezogen auf das Individuum. Nicht mechanistisch, aber doch so, daß deutlich wird, wie das Subjekt diese bewertet, welche Schlüsse es daraus zieht.

Wir neigen dazu, nicht biografisch zu denken

Der Alltag hat Vorrang

Das scheinbar Unabdingbare hat Vorrang

Die Bewältigung der eigenen Arbeit hat Vorrang

Wir haben Bedenken, einen Menschen festzulegen (weil wir mechanisch denken?)

Die Neigung, organische Ursachen statt biografischer Entscheidungen zu suchen – am Beispiel des Autismus oder des ADS

D. Zöller als Beispiel?

Was sind die typischen Erfahrungen in der Familie, was die im Heim, und welche Schlüsse liegen nahe?

Wir lernen (als professionelle HelferInnen) Menschen immer zu einem bestimmten Zeitpunkt kennen. Mit biografischer Ganzheitlichkeit meine ich, daß wir lernen müssen, die Vergangenheit mitzusehen, die er mitbringt und die Zukunft, die er vor sich hat. Ein Mensch ist nicht so und so, er ist so und so geworden. Er hat sich entwickelt - aufgrund eigener Entscheidungen, aufgrund der Auseinandersetzung mit der materiellen und sachlichen Umwelt - und er trägt Entwicklungsmöglichkeiten, aber auch Hoffnungen, Ziele und Sorgen für die Zukunft mit sich herum.

In der Biografie haben sich die Formen herausgebildet, in denen ein Mensch sein Leben verbringt. Jeder Mensch kennt im Prinzip die gleichen Lebensformen wie alle anderen (vgl. unten die individuelle Ganzheitlichkeit), gleichwohl unterscheiden sich

Menschen darin, welche bei ihnen zur dominierenden geworden ist (vgl. Jantzen etc. „dominierende Tätigkeit“ und das Konzept der „Zone der nächsten Entwicklung“).

Fachschule für Sozialpädagogik
- Fachrichtung Heilerziehungspflege -
Schwarzacher Hof der Johannes-Anstalten Mosbach
74869 Schwarzach

Fachtagung

Die biografische Orientierung in der Arbeit mit geistig behinderten Menschen

**23. und 24. März 2000
Schwarzacher Hof**

Programm

Donnerstag, 23. März 2000

- 9.30 Uhr Begrüßung und Eröffnung der Fachtagung
Direktor Reinhard Adler, Geschäftsführer der J.A. Mosbach
N.N. (Schirmherr(in))
- 10.00 Uhr „Die Bedeutung der pädagogischen Biografieforschung und Biografiearbeit“
Prof. Dr. Theodor Schulze, Bielefeld
Referat und Diskussion
- 11.30 Uhr „Lebensgeschichten von Menschen mit geistiger Behinderung im Beziehungsgeflecht von Familie und Heim“
Prof. Dr. Theo Klauß, Heidelberg
Referat und Diskussion
- 13.00 Uhr Mittagessen

14.30 Uhr „Familien-Aufstellungen“ mit Eltern und ihren behinderten Kindern
Bert Hellinger
Familien-Stellen vor Publikum mit anschließender Gesprächsmöglichkeit

18.00 Uhr Abendbuffet

19.30 Uhr Abendveranstaltung gestaltet von Studierenden der Fachschule und
Menschen mit geistiger Behinderung

Freitag, 24. März 2000

9.00 Uhr Grußwort

Dr. Dieter Dreisbach, Leiter des Geschäftsbereichs Bildung

9.30 Uhr „Leben lernen in Krisen - über die Bedeutung von Krisen und deren Bewältigung
für die Lebensgeschichte der Betroffenen und Begleitenden“

Prof. Dr Erika Schuchardt MdB, Hannover/Berlin

Referat und Diskussion

11.00 Uhr „Biografie und Identität“

Dr. Christian Gaedt, Neuerkerode

Referat und Diskussion

12.30 Uhr Abschluß der Tagung

13.00 Uhr Mittagessen

Fachtagung:

Die biografische Orientierung in der Arbeit mit geistig behinderten Menschen

23.-24. März 2000, Fachschule für Sozialpädagogik, 74869 Schwarzach

In der Allgemeinen Pädagogik hat die Biografieforschung längst ihren festen Platz. Im Bereich der (Geistig-)Behindertenpädagogik allerdings sind Biografieforschung und Ansätze zur Biografiearbeit mit Menschen mit Behinderungen nur sporadisch zu erkennen.

Mit unserer Fachtagung im Jahr 1999 wollten wir ein Forum schaffen, um aktuelle Tendenzen und Fragestellungen zur lebensgeschichtlichen Orientierung in der Geistig-behindertenpädagogik zusammenzuführen. Diese Tagung stieß auf ein sehr großes Interesse und hat gezeigt, daß dieses Thema systematisch weiterbearbeitet werden sollte. So werden wir im Jahr 2000 fortsetzen, was wir angestoßen und begonnen haben. Namhafte Referent(inn)en stellen grundlegende, neue und wesentliche Aspekte der Biografieforschung und konkreten Biografiearbeit vor.

Prof. Dr. Theodor Schulze legt im Eröffnungsvortrag die grundlegende *Bedeutung der pädagogischen Biografieforschung und Biografiearbeit* dar. **Prof. Dr. Theo Klaus** beleuchtet die besondere Situation von Menschen mit geistiger Behinderung und ihren *Lebensgeschichten im Beziehungsgeflecht von Familie und Heim*. **Dr. Christian Gaedt** wird in seinem Referat den Zusammenhang von *Biografie und Identität* darstellen und **Prof. Dr. Erika Schuchardt MdB** referiert über *die Bedeutung von Lebenskrisen und deren Bewältigung für die Lebensgeschichte der Betroffenen und Begleitenden*.

Mit der von ihm entwickelten Methode der „Familien-Aufstellung“ wird **Bert Hellinger** mit Eltern und ihren behinderten Kindern arbeiten und so unmittelbar lebensgeschichtliche Erfahrungen und ihre tiefe Bedeutung für alle Beteiligten deutlich werden lassen.

Im Anschluß an die Referate wie auch an die Familienaufstellungen besteht jeweils die Möglichkeit zu Fragen an und zur Diskussion mit den Referenten.

Informationen:

Sekretariat Frau Haas, Schwarzacher Hof, 74869 Schwarzach, (Mo. u. Di. jeweils 13.30-16.30 Uhr)

Tel.: (06262)22 332

Fax: (06262) 22 554

Eltern können sich nicht entscheiden, ob sie ein behindertes Kind haben und betreuen wollen, Erzieher entscheiden sich für diesen Beruf.

Eltern bleibt nichts anderes übrig, als diese Tatsache zu bewältigen, wie immer es ihnen auch gelingt. Sie stehen vor der Notwendigkeit, eine Beziehung zu einem Kind zu gestalten, das sie zwar gewünscht, sich aber völlig anders erhofft hatten. Ihr Ausgangspunkt ist ganz anders als bei den Erziehern. Sie konnten dieses Kind nicht aussuchen, sondern mußten lernen, es anzunehmen und die großen praktischen und psychischen Probleme zu bewältigen, die es mit sich brachte.

Eine Mehrheit unserer Gesprächspartner bei den Betreuern beschrieb die Berufswahl eher als Folge von Zufällen, zumindest haben sie den Eindruck, daß sie diesen Beruf nicht zielgerichtet als Aufgabe suchten. Die Vorstellungen mancher Eltern, daß zu diesem Beruf eine Art Berufung gehöre, trifft auf die Erzieher, mit denen wir sprachen, insgesamt nicht zu.

Mit behinderten Menschen umgehen und leben lernen ist bei den Eltern ein (oft lebens-) langer Prozeß, bei Erziehern geht die Einarbeitung sehr schnell.

Die Verarbeitung der Behinderung und ihrer Konsequenzen nimmt bei den Eltern viel Raum ein, füllt ihr ganzes Leben aus und ist für viele nie zu Ende, auch nicht nach einer Heimunterbringung. Ihr Weg ist viel länger und beginnt mit Hilflosigkeit und Wut, Not und Selbstvorwürfen. Doch die Eltern, mit denen wir sprachen, sind Beispiele dafür, daß er nicht dabei enden muß, im Gegenteil. Viele schildern beeindruckend, wie sie auf Grund der Behinderung ihres Kindes auch eine für sie wertvolle persönliche Entwicklung vollzogen haben. Sie stellten sich einer besonderen Verantwortung, einer besonders schwierigen Aufgabe und manche gewannen diesem Ereignis einen Sinn ab, auch wenn sie daraus nicht den Schluß ziehen möchten, sie würden sich diesen Weg noch einmal wünschen. Daß sie zu ihren Kindern eine menschliche und akzeptierende Beziehung eingehen gelernt haben, obwohl dies vor allem am Anfang sehr schwierig war, erfüllt etliche von ihnen auch mit Freude und einem gewissen Stolz.

Von einer langen Zeit der Beziehungsaufnahme und Einarbeitung, auch von einer Bewältigung der Behinderung ist bei den Erziehern nicht die Rede. Dazu bleibt ihnen offenbar in vielen Fällen gar keine Zeit, sie müssen sich kurzfristig einarbeiten. So gewöhnen sie sich relativ schnell an den Umgang mit den behinderten Menschen und erleben diese offenbar als bei der Heimaufnahme geschichtslose Person, die nun mal so sind, wie sie sind. Über ihr Leben in der Familie wissen sie wenig, sie scheinen dieses Wissen für ihre Arbeit nicht unbedingt zu brauchen. Auch ohne besondere Einarbeitung sind sie aber offenbar meist schnell als vollwertige Teammitglieder angesehen, oder sie scheitern schnell.

Aus Erzieherperspektive erscheinen Eltern als Gescheiterte, Eltern wehren sich gegen diese Sicht, zumal dies objektiv nicht der Realität entspricht

Erzieher haben in der Regel eine eher pauschale Vorstellung von überforderten und an der Betreuungsaufgabe gescheiterten Familien oder solchen, die ohnehin unvollständig und nicht erziehungsfähig sind. Eltern müssen ihr Scheitern offiziell eingestehen, um einen Heimplatz (finanziert) zu bekommen. Nur in Einzelfällen sind Betreuer der Meinung, daß die Heimunterbringung wegen der im Heim erwarteten besseren Förderung stattgefunden hat. Im Kontrast dazu steht als Ergebnis der Elterngespräche, daß zumindest einige Eltern sich keineswegs als gescheiterte Familien beurteilen lassen und selbst sehen.

Selbst Mütter und Väter, die sich nach Jahren der Betreuung ihres Kindes mit der Gesamtaufgabe der Betreuung überfordert sehen und diese deshalb an andere Personen übergeben, und die das selbst vielleicht sogar als Scheitern erleben, sind nicht einfach als unfähige Mütter und Väter anzusehen. Selbst wenn ihnen die umfassende Betreuung zu belastend wird, haben sie diese doch einige Zeit bewältigt und können sie sich doch noch zutrauen, einen Teil der Verantwortung weiter zu tragen.

Obwohl Erzieher meist kaum etwas von der Geschichte der Familien mit geistig behinderten Kindern wissen, haben sie trotzdem häufig ein festes (Vor)Urteil dazu.

Eine Erzieherin berichtet, sie kenne die häusliche Situation nur aus Akten, andere verzichten prinzipiell darauf, sich aus Akten zu informieren, im sicher teilweise zutreffenden Bewußtsein, daß das, was dort festgehalten ist, die Realität nur unzureichend widerspiegelt. Sie wollen unvoreingenommen sein. Nur eine Minderheit unserer Gesprächspartner berichtet davon, daß sie sich um Gesprächskontakte mit Eltern bemüht, um den Hintergrund ihrer Bewohner besser kennenzulernen und sich die Arbeit damit zu erleichtern. Bei vielen Erziehern ist zu spüren, daß sie das Gefühl haben, ohnehin über zu wenig Zeit zu verfügen, um den einzelnen Bewohnern gerecht zu werden. Die Zeit, die sie Eltern widmen, könnte davon noch abgehen. Nur einige gehen demgegenüber davon aus, daß Eltern ihnen von dieser Aufgabe etwas abnehmen können, wenn ein guter Kontakt besteht.

Für die Eltern, mit denen wir sprachen, ist es hingegen ein wichtiges Anliegen, daß Erzieher etwas über ihre Geschichte wissen. Sie hoffen vor allem darauf, daß dann ihre Entscheidung für die Heimunterbringung ihres Kindes verstanden und nicht zum Vorwurf gemacht wird. Außerdem wünschen sie sich, daß ihre emotionale Situation verstanden und ihnen zugestanden wird, mit ihrem Kind weiterhin ein enges, gewährendes Verhältnis zu haben.

Erzieher vermitteln den Eindruck, daß der Umgang mit den behinderten Bewohnern im Rahmen des Heimes nicht besonders schwierig ist, Eltern bewundern häufig, daß sie diese Arbeit tun.

Die Probleme, die Erzieher in ihrem Beruf zu bewältigen haben, sind anders gelagert als die der Eltern, obwohl ihre Aufgabe die Betreuung derselben Menschen ist. Mehre-

re Erzieher berichten, daß die Kooperation im Team, das immer wieder notwendige Einarbeiten neuer Mitarbeiter, die Rahmenbedingungen in der Institution ihnen mehr Probleme bereiten als die eigentliche Arbeit. Ein Erzieher begründet sein Gefühl, ausgebrannt zu sein, vor allem mit der Situation im Team, mit dem Streit um Erziehungskonzepte etc. Eltern nehmen das nur zum Teil wahr. Für sie stellt sich das Problem vor allem als Einarbeitungsschwierigkeiten der Neuen dar. Eine Mutter berichtet, daß sie es als ihre Aufgabe ansieht, neue Mitarbeiter über die Arbeit (mit ihrem Sohn) zu informieren. Eltern suchen andererseits den Kontakt zu langjährigen Mitarbeitern, um wenigstens bei ihnen ein Stück Kontinuität zu haben.

Wenn Erzieher über Schwierigkeiten im Umgang mit Bewohnern sprechen, geht es meist um Äußerungen der Individualität: Sie müssen die knappe Zeit so verteilen, daß jeder etwas bekommt. Zeigt jemand auffälliges Verhalten oder Sonderwünsche, dazu kann auch der Kontakt zu Eltern gehören, entsteht für den Erzieher ein Problem. Wenn einer mehr bekommt als andere, kann er neidisch werden und auch Sonderwünsche entwickeln, die wiederum im Gruppenverband nur begrenzt zu befriedigen sind. Dem steht gegenüber, daß Eltern ihre Kinder als Menschen erleben, deren Betreuung sehr viel Energie, Zeit und Engagement erfordert. Sie müssen mit unverständlichen Reaktionen umgehen, zum Teil in der Öffentlichkeit Ablehnung ertragen und viele familiäre Einschränkungen und Belastungen bewältigen. Deshalb neigen sie dazu, Erzieher, die diese Aufgabe übernehmen, zu bewundern und ihre Leistung zu überhöhen. Damit unterstreichen sie ihre eigene, bereits erbrachte Leistung als Eltern, setzen allerdings aber auch einen hohen Maßstab an die Arbeit der Erzieher, dem diese in vielen Fällen - natürlich - nicht genügen.

Fast alle Erzieher berichten, daß die Eltern ihre Arbeit anerkennen, von den Erziehern ist umgekehrt wenig davon zu hören, daß sie mit Hochachtung von der Leistung sprechen, die Familien vor der Heimunterbringung erbracht haben.

Eltern und Erzieher sind sich einig, daß Betreuer zu wenig oder gar nicht für die Kooperation mit Eltern qualifiziert werden.

Die Kooperation mit Eltern ist offenbar an den Schulen, an denen unsere Gesprächspartner ausgebildet wurden, kein selbstverständlicher Unterrichtsinhalt. Eine von ihnen hat allerdings begonnen, Eltern einzubeziehen. Sie stehen jedem Ausbildungskurs einmal zu einem Gespräch zur Verfügung. Sowohl Eltern als auch Erzieher bewerten das positiv.

Unzureichend ist unserem Eindruck nach das, was an Informationen und theoretischen Modellen in der Ausbildung vermittelt wird. Eine Erzieherin berichtet, daß sie das Phasenmodell von SCHUCHARDT in der Ausbildung kennengelernt habe. Sie nutzt das, um Eltern danach zu kategorisieren, auf welcher *Stufe der Verarbeitung* sie sich befinden. Wir haben den Eindruck, daß durch ein solches Einsortieren auch Vorurteile gefördert werden können. Wichtig ist allen Eltern, daß Erzieher Gelegenheit erhalten, sich in Eltern und ihre Situation einzufühlen. Sie haben offenbar das Gefühl, daß Konflikte mit Betreuern wesentlich darin begründet sind, daß die *Gegenseite* nicht weiß, wie es ihnen mit einem behinderten Kind und nach dessen Heimunterbringung geht. Nach dem Eindruck der Eltern kann deren Einbeziehung in die Ausbildung das erleichtern.

Institutionen haben Doppelcharakter, sie helfen und stellen Eltern zugleich vor Probleme.

Familien mit geistig behinderten Kindern unterscheiden sich von anderen Familien nicht zuletzt dadurch, daß sie sehr viel mehr institutionelle Hilfen in Anspruch nehmen. Dazu zählen nicht nur die verschiedenen Sondereinrichtungen wie Sonderkindergärten, Sonderschulen und Werkstätten, sondern auch Dienste aus dem medizinischen Bereich. Unsere Gespräche zeigen, daß vor allem Ärzte nicht nur als Helfer erlebt werden, sondern sich vielfach als durch die Konfrontation mit der Behinderung überfordert erweisen. Eltern berichten vor allem davon, daß sie vertröstet, nicht informiert und nicht ernst genommen wurden. Andererseits bietet sich vor allem der Arzt als Projektionsfigur für Schuldzuweisungen an, so daß nicht immer ganz klar ist, welchen Anteil seine Ungeschicklichkeit an diesem Eindruck tatsächlich hat.

Auch andere Institutionen machen Eltern Probleme, wenn auch anders gelagerte. Beispielsweise berichtet eine Mutter davon, was es für sie bedeutete, ihr Kind erstmals in die Sonderschule zu bringen. Nun war für sie unumstößlich sichtbar, daß ihr Kind zu denen gehörte, die hier mit ihren zum Teil sehr starken Behinderungen zusammengefaßt - und vom normalen Leben ausgeschlossen - wurden.

Eltern bemühen sich, dem Heim trotz z.T. negativer Vorerfahrungen mit institutionellen Hilfen vorbehaltlos zu begegnen, Erzieher erwarten vorbehaltloses Vertrauen und rechnen nicht mit einer mitgebrachten Skepsis.

Institutionen helfen und belasten, dafür kann man nicht ungeteilte Dankbarkeit erwarten. Eltern bringen bei der Aufnahme diese Erfahrung bereits mit. Daraus kann Skepsis resultieren. Allerdings zeigt sich in den Gesprächen, daß Eltern sich bemühen, eventuell vorhandene Vorbehalte bewußt abzulegen, wenn sie ihr Kind ins Heim geben. Eine Mutter sagt das dezidiert: Eltern *müssen* das Heim positiv sehen, sonst gelingt ihnen das Hergeben nicht. Erzieher scheinen mögliche Vorbehalte nicht einzubeziehen, sie rechnen nicht damit, daß negative Vorerfahrungen Vorbehalte schaffen. Sie gehen eher davon aus, daß man ihnen und ihrer Arbeit vorbehaltlos vertrauen kann. Einige Äußerungen sprechen dafür, daß Erzieher sogar gekränkt sind, wenn Eltern ihnen nicht umfassend vertrauen, selbst wenn sie erst ganz kurz in der Arbeit sind. Eltern, die nur nach den erfahrenen Betreuern fragen, gelten leicht als schwierige Eltern.

Die Ambivalenz von Eltern, die zwar einerseits von der Heimunterbringung konkrete Hilfe bei ihren Problemen erhoffen, andererseits aber fürchten, daß man dort dem eigenen schwierigen Kind nicht gerecht wird, zumal wenn die Erzieher sehr jung und unerfahren sind, ist Erziehern kaum bewußt. Sie sehen sich als Helfer, die einspringen, wo Eltern nicht (mehr) können und wollen das anerkannt bekommen.

Kompetenzen und Verantwortung: Sowohl die Familie als auch die Institution haben einen Totalitätsanspruch, die Familie, weil sie sich auf sich gestellt sieht, das Heim, weil es so konzipiert ist.

Die Institution Heim stellt an sich und die Betreuer den Anspruch, umfassend für die Bewohner zu sorgen. Bedarf an Außenstehenden zur Unterstützung ist auszuschließen.

Im Selbstverständnis der Erzieher schlägt sich das im Anspruch nieder, umfassend ihre Arbeit besser zu machen als Eltern. Damit stoßen sie sich jedoch zwangsläufig an der Realität, die durch begrenzte personelle Ressourcen² charakterisiert ist. Sie merken, daß sie den behinderten Bewohnern nicht umfassend gerecht werden können. Klare Kriterien dafür, wann sie genug getan und erreicht haben, gibt es nicht. Da liegt es nahe, die Qualität der eigenen Arbeit zumindest so zu definieren, daß diese immerhin besser ist als das, was die Familien schaffen können. Bei den Erziehern fällt dementsprechend immer wieder eine Neigung zur Rechtfertigung auf und eine Tendenz, den Eltern keinen Bereich zuzugestehen, wo diese zumindest in Teil-aspekten den Betreuern im Heim überlegen sein könnten. Das gilt allerdings nicht durchgehend. Einige Erzieher reflektieren diese Situation und sind sich bewußt, daß Eltern vor allem im Bereich der emotionalen Beziehungen und der Verlässlichkeit einer persönlichen Bindung ihren Kindern mehr geben können als das ein Erzieher auf Zeit je kann.

Für Eltern ist demgegenüber der Totalitätsanspruch, der Wunsch, ihrem behinderten Kind umfassend gerecht zu werden, der Ausgangspunkt, von dem aus sie die Beziehung zum Heim gestalten müssen. Es blieb ihnen gar nichts anderes übrig, als sich ganz auf die umfassende Versorgung³ dieses Kindes einzustellen, sie fühlten sich mehr als andere Eltern ganz auf sich und die eigenen Ressourcen verwiesen. Aber sie wissen, daß sie diesem Anspruch nicht (mehr) gerecht werden und einen erheblichen Teil davon abgeben müssen⁴. Sehr schwierig ist für sie aber die Frage, wieviel sie abgeben müssen. Außerdem sind sie teilweise noch damit beschäftigt, ihrerseits zu rechtfertigen, warum sie es nicht mehr schaffen konnten. Die Entscheidung für das Heim wird oft als Prozeß geschildert, in dem klar wurde, daß es nicht mehr anders ging. Die Entscheidung wird als aufgezwungene beschrieben, oft im Interesse Dritter (vor allem der Geschwister) gefällt.

Eltern befinden sich hier in einem schwierigen Widerspruch: Langfristig sind sie darauf angewiesen, daß die Institution einen umfassenden Versorgungsanspruch realisiert. Unmittelbar müssen sie dem widersprechen, weil bzw. wenn sie sich weiter verantwortlich fühlen wollen. Jetzt noch nicht, aber später soll das Heim dem Kind alles geben, was es braucht. Außerdem muß das Heim den Bewohnern, die jetzt schon keine Eltern mehr haben, alles geben, was diese brauchen. Das bringt auch die Erzieher in eine schwierige Situation. Sie müßten eigentlich unterscheiden zwischen den Bewohnern, wo sie *alles geben* müssen, und solchen, wo sie nur einen Teil ausfüllen. Von daher werden Aussagen wie die einer Erzieherin verständlich, die sagt, sie habe sich in

² Begrenzte Ressourcen bedeuten nicht unbedingt zu geringe Ressourcen, sondern zunächst einmal, daß die Erzieher den betreuten Personen prinzipiell nur begrenzt zur Verfügung stehen, 7 oder 8 oder 10 Stunden am Tag, und damit immer in der Situation sind, daß ein *Mehr* an Zeit für den Einzelnen vorstellbar und wünschenswert wäre. Außerdem werden immer mehrere Bewohner gleichzeitig betreut, so daß die Zeit für den Einzelnen auch immer durch die Anwesenheit der anderen prinzipiell begrenzt ist.

³ Im Prinzip 24 Stunden pro Tag

⁴ Im Grunde haben Eltern, zumindest wenn das Kind schwerstbehindert oder pflegebedürftig ist, ein ähnliches Problem wie die Erzieher, daß sie nämlich auch nie das Gefühl haben können, ihrem Kind ganz gerecht zu werden, selbst wenn sie sich auf eine 24-Stunden-Verantwortlichkeit einstellen. Auch das kann zu wenig sein, weil sie sich auch noch um anderes kümmern müssen, z.B. um Haushalt und Beruf und um andere Kinder. Trotzdem sind sie umfassender verantwortlich und wohl gerade auch deshalb irgendwann einmal an einem Punkt, an dem sie nicht mehr können.

einer Gruppe mit Kindern sehr wohlgefühlt, die alle keine Elternkontakte mehr hatten. Dort konnte sie die mütterliche Rolle auch uneingeschränkt wahrnehmen.

Das Verhältnis Eltern/Erzieher ist prinzipiell nicht symmetrisch

Wenn Eltern ein gutes Verhältnis zum Heim möchten, müssen sie, dieser Eindruck besteht bei etlichen von ihnen, investieren und sich arrangieren. Sie haben das Gefühl, daß sie auf Ansprüche verzichten müssen, um zwar einen gewissen Einfluß nehmen zu können, aber andererseits dem Kind, das von den Betreuern abhängig ist, nicht zu schaden. Erzieher stehen nicht unter dem Zwang, sich mit Eltern zu arrangieren. Sie sehen das zwar als fachlichen Anspruch an sich gestellt, dieser ist aber diffus, wird nicht eingefordert und nicht gezielt unterstützt. Zusammenarbeit mit Eltern bleibt damit etwas Zusätzliches und dem einzelnen besonderen Engagement überlassen. Notfalls können Erzieher, wenn die Zusammenarbeit mit Eltern zu belastend wird, Regelungen vorgeben oder den Kontakt begrenzen, oder Eltern bleiben von sich aus weg, wenn sie keine Aussicht auf Einfluß sehen.

Eltern und Erzieher sehen sich als Interessenvertreter der Behinderten: Beide wollen Anwalt sein.

Erzieher ergreifen den Beruf zum Teil, weil sie Anwalt Schwacher sein möchten. Eltern kommen auch in die Rolle von Anwälten ihrer Kinder, wenn sie nach der Heimunterbringung merken, daß diese eine Interessenvertretung brauchen. Auch Einrichtungsleiter verstehen sich oft als solche, die ihre Institutionen entwickelt haben, um einer solchen Anwaltschaft für Benachteiligte gerecht zu werden (ROTHER 1986). Anwalt sein bedeutet allerdings in der Regel, Rechte von Menschen gegen andere, die diese möglicherweise oder tatsächlich beeinträchtigen, zu vertreten. Damit ist ein Konkurrenzverhältnis angelegt, das sich im Verhältnis Eltern-Erzieher niederschlägt. Bei einigen Erziehern klang an, daß sie versuchen, Kinder ihrer Gruppe von ihren *schlimmen Eltern* fernzuhalten, bei Eltern schlägt sich das in Mißtrauen und Kontrollbedürfnis nieder.

Im Grunde müßte es ja nicht schlecht sein, wenn beide, Eltern und Erzieher, als Anwälte die Interessen der behinderten Bewohner vertreten, wenn es ihnen gelingt, darüber sachlich zu verhandeln. Offenbar gehen aber diese Verhandlung oft mit Verletzungen, gegenseitigen Schuldzuweisungen und moralischen Vorwürfen einher. Zusätzlich schwierig wird die Situation dadurch, daß es keine klaren Mandate für die Anwälte gibt. So geht der Streit oft auch darum, wer überhaupt das Recht hat, mitzureden. Können Erzieher den Eltern Vorschriften für zu Hause machen, welchen Einblick erhalten Eltern in den Gruppenalltag, welche Mitwirkungsrechte werden ihnen zugestanden?

Eltern trauen Erziehern deutlich mehr zu als Erzieher Eltern

Den Erziehern fällt es schwer, dem Elternhaus Stärken zuzugestehen. Eltern kommen umgekehrt bis zu einer bewundernden Haltung Erziehern gegenüber. Es ist die Frage, ob Eltern Erzieher manchmal bewundernd überhöhen, um zu rechtfertigen, daß der Schritt, ihr Kind wegzugeben, richtig war. Zu fragen ist auch, ob Erzieher umgekehrt aus einem ähnlichen Grund Eltern abwerten und insgesamt als unfähig ansehen, weil

sie rechtfertigen müssen, daß sie ihre Arbeit gut erledigen, obwohl sie tagtäglich deren Begrenztheit als Unzulänglichkeit erleben.

Die gegenseitigen Erwartungen sind konträr: Manche Eltern erwarten sehr viel von den Betreuern (bis zu einer Berufung mit völliger Selbstaufgabe einer- und Bewunderung und Dankbarkeit andererseits). Erzieher erwarten von den Eltern insgesamt sehr wenig, trauen ihnen nicht zu, mit dem eigenen Kind richtig umzugehen. Auf die Frage, ob Eltern zuzutrauen wäre, die Gruppe einige Tage zu betreuen, antwortete nur ein Erzieher mit ja, die anderen konnten sich das überhaupt nicht vorstellen. Nicht einmal mit den eigenen Kindern kämen die Eltern mehr zurecht, war die überwiegende Meinung. Es ist zu fragen, ob eine Überhöhung der Leistung der Erzieher eine Form der Dankbarkeit und gleichzeitig Ausdruck der Hoffnung ist, der den Appell beinhaltet, weiter durchzuhalten. Die Einstellung der Erzieher muß andererseits nicht in einer abwertenden Sicht den Eltern gegenüber begründet sein, sie kann auch daher rühren, daß sich Erzieher darauf einstellen, daß sie ihre Arbeit alleine machen müssen. Zumindest bei den Bewohnern, die keine Eltern mehr haben oder deren Eltern sich zurückgezogen haben, stimmt das ja auch.

Wer hat wem was zu sagen? Ratschläge gibt es fast nur in einer Richtung.

Das gegenseitige Zutrauen zeigt sich auch bei der Frage, wer wen berät bzw. um Rat fragt. Die Frage danach, ob Erzieher die langjährige Erfahrung der Eltern auch nutzen, löst bei Betreuern und Eltern Verwunderung aus, so unrealistisch erscheint das. Es ist für die Erzieher, mit denen wir sprachen, ausnahmslos unvorstellbar, Eltern um Rat zu fragen, wie sie mit deren Kindern umgehen und konkrete Probleme in der Betreuung lösen könnten. Eine entsprechende Frage schien fast das erzieherische Selbstverständnis grundsätzlich zu verunsichern. Einzelne zeigten sich fasziniert von dieser Möglichkeit und werden es vielleicht einmal versuchen. Eine Erzieherin vertrat die Auffassung, es sei gut, Eltern pro forma nach ihrer Meinung zu fragen, um sie aufzuwerten.

Manche Eltern haben Zweifel, ob sie das Recht haben, anderen Vorschläge zu machen, wenn sie selbst mit der Heimunterbringung ihr Versagen eingestehen mußten. In dieser Zwickmühle aus einer selbstaufgelegten Zurückhaltung und andererseits Dankbarkeit, daß einem das Heim das Kind abnimmt, vermissen Eltern oft Unterstützung und Begleitung. Mehrmals kommt zum Ausdruck, daß Eltern sich nicht zubilligen, es in erzieherischen Fragen besser wissen zu wollen als die Erzieher, doch das einzugestehen sei ein schwieriger Prozeß.

Erzieher suchen bei Eltern keinen Rat, es sei denn, es gehe um den Umgang mit anderen schwierigen Müttern und Vätern. Wenn sie etwas fragen, geht es um Informationen, die sie über Ereignisse und Bedingungen im Elternhaus haben möchten. Sie haben das Gefühl, diese Information zu brauchen, um die Bewohner ihrer Gruppe in ihren Reaktionen besser zu verstehen. Andererseits scheinen manche Belege dafür zu suchen, wie schlecht es zu Hause mit den Menschen geht, die sie in der Gruppe betreuen, mit denen sie zwar möglicherweise auch Probleme haben, diese jedoch im Gegensatz zu den Eltern bewältigen. Umgekehrt scheint es für eine Mehrheit der Erzieher selbstverständlich zu sein, daß sie davon ausgehen, sie könnten und sollten Eltern Ratschläge geben. Diese beinhalten vor allem Informationen darüber, wie es die

Betreuer in der Gruppe machen. Andere haben diesen Anspruch nicht an sich oder haben ihn aufgegeben.

Eltern werden nicht um Rat gefragt, wenn es um Probleme mit den Kindern geht, die sie länger als irgendjemand sonst kennen und viele Jahre betreut haben. Das sagen jedenfalls unsere Gesprächspartner übereinstimmend. Umgekehrt bringen einige zum Ausdruck, daß sie durchaus Rat von Erziehern erhoffen und daß diese es wohl als ihre Aufgabe ansehen, solchen zu geben. Unterschiede gibt es aber hinsichtlich der Akzeptanz solcher Beratung durch Eltern. In einem Gespräch wird gesagt, daß den Betreuern in der Gruppe eigentlich keine Beratungskompetenz zugebilligt wird, sondern nur der Leitung oder den Lehrern. Andere Eltern machen Unterschiede zwischen jungen Betreuern, die nur die Ausbildung vorzuweisen haben und deren Rat als nicht so tragfähig angesehen wird wie der älterer Erzieher, die bewiesen haben, daß sich behinderte Menschen bei ihnen wohlfühlen. Es gibt Eltern, die sich, wenn sie Fragen haben, nur an vertraute Personen, zum Beispiel langjährige Mitarbeiter, Gruppenleiter etc. wenden. So einleuchtend das ist, so kritisch sehen das manche Betreuer, die davon ausgehen, Eltern müßten die Kompetenz jedes Mitarbeiters anerkennen, unabhängig davon, wie alt und berufserfahren er ist.

Kritik geschieht selten sachlich, sondern in Form von Rechtfertigung, es gibt keine Kritikkultur.

Insgesamt ist festzuhalten, daß alle Eltern die Arbeit der Erzieher hoch anerkennen, daß alle aber auch von kritischen Punkten berichten, und daß in zwei Gesprächen zum Ausdruck gebracht wird, daß Eltern wissen, daß der Umgang mit Eltern für Erzieher sehr belastend sein kann.

Trotz Kritik und der fast einhelligen Meinung, daß sich Erzieher viel zu wenig in Eltern hineinversetzen, wird der Grund für Konflikte von keinem der Elternteile nur oder auch vorrangig bei den Erziehern gesehen. Es scheint eher eine Bereitschaft zu geben, bei Eltern Ursachen dafür zu suchen. In fast allen Gesprächen wird berichtet, daß es etliche Eltern gebe, die den Erziehern zu viel dreinredeten. Das wird einmal auf die Schuldgefühle der Eltern wegen der Heimunterbringung zurückgeführt, mehrmals darauf, daß Eltern das Gefühl haben, die Erzieher reagierten zu hart und einmal darauf, daß Eltern noch nicht eingesehen hätten, daß die Erzieher mit ihrer Art der Betreuung doch recht haben.

Eltern halten sich mit ihren Urteilen und Wünschen in der Regel offenbar sehr zurück. Es gibt große Bedenken, dem eigenen Kind zu schaden, wenn man Kritik übt. Es ist deshalb zu fragen, wie ein offenes Ansprechen von strittigen Themen zu erreichen ist. Eine Erzieherin berichtet von einem bedenkenswerten und erfolgreich verlaufenen Versuch: Ein Elterntag wurde so gestaltet, daß sich Eltern mit Erziehern aussprechen konnten, aber bewußt mit solchen, die in anderen Bereichen arbeiten. Auch die Elterngruppe einer anderen Einrichtung bietet offenbar die Möglichkeit, mit Betreuern zu sprechen, unbelastet von der Beschränkung auf die Erzieher der eigenen Gruppe.

Auffallend ist, wie leicht es demgegenüber Erziehern fällt, schnell und pauschal ein Urteil über Eltern abzugeben und gleichzeitig zu sagen, daß sie eigentlich nicht viel von ihnen wissen, und das oft nur aus der Akte.

Grundsätzlich scheint es kaum Formen zu geben, in denen mit Konflikten effektiv umgegangen wird. In der Interaktion zwischen Eltern und Erziehern basiert Vieles auf

Vermutungen, Projektionen und Unterstellungen aus Unkenntnis der Gegenseite und einer Sprachunfähigkeit miteinander. Eltern tragen dazu vermutlich in der Weise bei, daß sie aus Angst, ihre Kritik an den Erziehern könnte ihrem Kind schaden, in der Regel äußerst zurückhaltend sind und Kritik eher versteckt äußern oder an Äußerlichkeiten festmachen. Erzieher wiederum wirken Kritik gegenüber äußerst empfindlich. Vermutlich liegt das einerseits daran, daß sie sich in ihrer Professionalität über das Versagen der Eltern definieren können, andererseits spiegelt es aber auch ihr bereits angesprochenes grundsätzliches Problem wider, über keine eindeutigen Kriterien zu verfügen, wann sie ihre Arbeit gut gemacht haben und wann diese zu Ende ist⁵. Sie reagieren darauf häufig damit, daß sie ihre Arbeit einfach als prinzipiell und unhinterfragbar erfolgreich definieren. Keiner unserer Gesprächspartner hatte Zweifel daran, daß das Heim für die von ihm betreuten Bewohner ausnahmslos besser sei als das Elternhaus, obwohl das bei einer einfachen Überlegung unwahrscheinlich ist: Es kann nicht sein, daß es jedem Kind gut tut, wenn es sich im Laufe der Jahre mit einer Vielzahl von Bezugspersonen - es kommen schnell in wenigen Jahren einige Duzende zusammen - zurechtfinden muß. Doch dieses Selbstverständnis führt dazu, daß Rechtfertigungen gesucht werden müssen, wenn es dann trotzdem bei einem Bewohner nicht richtig klappt. Für Erzieher wird es auf diesem Hintergrund schwierig, Probleme und Konflikte sachorientiert zu betrachten.

Gegenseitige Vorwürfe beziehen sich oft auf die Frage von Überforderung und Überbehütung.

Es geht dabei in der Regel um die Frage, wer weiß, was für den behinderten Menschen wirklich gut ist. Erzieher haben Probleme damit, wenn Eltern bei Aufenthalt der Bewohner zu Hause nicht die gleichen Anforderungen im Hinblick auf die Selbstversorgung stellen wie es im Heim geschieht und damit ihre Erfolge aufs Spiel setzen. Daraus resultiert das fast durchgängig geäußerte Urteil über die Inkonsequenz von Eltern, denen das, wie die Gespräche zeigen, größtenteils auch bewußt ist. Andererseits ist auch der Vorwurf der Überforderung Eltern gegenüber häufig zu hören. Das sagen Erzieher, wenn sie das Gefühl haben, Eltern erwarteten von ihrer Arbeit Erfolge, die sie für unerreichbar halten. Sie unterstellen den Eltern dann oft, sie hätten die Behinderung nicht akzeptiert, wenn sie nicht akzeptieren, was die Erzieher an realistischere erreichbaren Förderzielen definieren. Von Erzieherseite wird daher der Streit um Über- und Unterforderung vor allem zur Frage, was sie unter den konkreten Bedingungen des Heimes an positiven Entwicklungen erreichen können. Sie neigen möglicherweise dazu, hier mit dem Behinderungsgrad zu argumentieren, auch wenn vielleicht die Bedingungen nicht mehr zulassen. Umgekehrt geht es bei den Eltern wohl tatsächlich um das Problem, zu ertragen, daß die Entwicklung beim eigenen Kind stagniert,

5

Der Anspruch der Erzieher ist zu erkennen, daß sie ihre Aufgabe, die Betreuung der Bewohner, umfassend realisieren, auch emotional, und damit in Konkurrenz zu Eltern geraten. Dagegen ist zu erkennen, daß sie sich eigentlich bewußt sind, daß ihnen das nicht gelingt. Die Untersuchung der Tübinger Forschungsgruppe *Lebenswelten behinderter Menschen* ergab beispielsweise, daß eine Mehrheit von Mitarbeitern im Gruppendienst (65% in einer bzw. 51% in einer anderen untersuchten Einrichtung) nicht glaubt, genug tun zu können, um den *Betreuten Geborgenheit und ein wirkliches Zuhause zu bieten*. Eltern scheinen - aus Eigeninteresse? - Erziehern eher zuzubilligen, daß sie diesen überhöhten Anspruch nicht genügen müssen als diese sich selbst.

vielleicht sogar zurückgeht, und dem zuschauen zu müssen, ohne die Möglichkeit, selbst einzugreifen oder auch nur zu bestimmen, wie andere mit der Tochter oder dem Sohn verfahren.

Distanz als Stärke der Betreuer - Beziehung als Stärke der Eltern?

Emotionale Distanz, die den Erziehern leichter fällt als den Eltern, erleichtert Erziehung, sofern diese darin besteht, daß man Unangenehmes eher durchsetzen kann. Darüber besteht zwischen Eltern und Erziehern weitgehende Übereinstimmung. Eltern hoffen zum Teil, daß Erzieher dies so nutzen, daß sie auch davon profitieren, indem sie ihrem Kind bestimmte Regeln beibringen, die sie selbst nicht durchsetzen können. Manche Erzieher machen diese emotionale Distanz regelrecht zu ihrem pädagogischen Proprium und grenzen sich damit von den Eltern, denen damit grundlegende Erziehungsunfähigkeit, Inkonsequenz und für das Kind schädliche Weichheit zugesprochen wird. Die ebenso mögliche Vorstellung, daß Eltern nach zehn oder zwanzig Jahren ihre Aufgabe nun eben (gut) erfüllt haben und nun teilweise an andere abgeben, ohne sich selbst damit zu disqualifizieren, begegnete uns nicht. Lob für ihre emotionale Zuwendung, die möglicherweise ohne eine gewisse Inkonsequenz nicht auskommt, erhalten sie kaum.

Bei der Frage, weshalb Erzieher es schaffen, nehmen mehrere Eltern auf die Rahmenbedingungen im Heim Bezug und erwähnen, daß Erzieher eben mehr Distanz zum Kind haben und deshalb leichter etwa abverlangen und durchsetzen können. Hier sind sie sich mit den Erziehern einig, auch diese sehen darin, daß sie emotional nicht so eng mit den Bewohnern verbunden sind, einen Vorteil ihrer Arbeit. Allerdings ist dieses Bild auch widersprüchlich, da es gleichzeitig auch die Erwartung an Betreuer gibt, ein gutes emotionales Verhältnis zu haben. Einige Eltern und Erzieher bringen das sehr deutlich zum Ausdruck: Frau C. sieht ihre Stärke in ihrer Mutterrolle, ein Elternpaar sagt, daß eine Erzieherin eigentlich ein genauso enges Verhältnis zu ihrer Tochter hat wie sie selbst. Der Vorteil wird damit paradox, weil er einem als wichtig erachteten Ziel der Betreuung diametral entgegensteht. Aus Elternsicht besteht die Paradoxie darin, daß sie einerseits, wenn sie die Erzieher auf die distanzierte Rolle festschreiben, ihre eigene Bedeutung dem Kind gegenüber aufrecht erhalten können und unverzichtbar bleiben, andererseits wünschen sie sich aber auch, daß ihr Kind im Alltag von jemandem betreut wird, der ihm auch emotional gerecht wird und nicht nur behandelt, zumal sie ja nicht ewig ihren Part ausfüllen können.

Positive Erwartungen äußert ein Elternpaar, die berichten, wie sie davon profitieren, daß Erzieher im Heim ausprobieren, was man ihrem Kind zutrauen kann, und Eltern das so Bewährte dann übernehmen können.

Der Prozeß der Loslösung dauert für Eltern fast lebenslang, von Erziehern wird er punktuell und damit geschichtslos erlebt.

Gemeinsam ist allen Berichten, daß die Heimunterbringung nirgendwo Bestandteil eines Lebensplanes war, zu dem etwa ein schrittweises Ablösen bis zum Umzug in eine andere Wohnung - im Heim - gehört hätte. Es gab bei den Eltern, mit denen wir sprachen, keine *Normalität der Lebensplanung* mit dem Ziel, wie bei nicht behinderten Kindern Schritt für Schritt den Auszug aus der Familie vorzubereiten. Das führt zu der

Frage, ob nicht Probleme mit der Ablösung, wie sie hier berichtet werden, und die zu heftigen Konflikten mit Erziehern führen, durch eine Normalisierung der Lebensläufe geistig behinderter Menschen entschärft werden könnten. Nur eine Mutter spricht darüber, daß sie im Vergleich mit einem mit ihrer Tochter gleichaltrigen Mädchen erkennt, daß diese als Jugendliche wegstrebt. Für die anderen scheint nicht letztlich geklärt zu sein, ob es normal ist, daß Menschen (mit geistiger Behinderung) als Erwachsene nicht mehr bei den Eltern leben. Gleichzeitig bleibt damit auch ungeklärt, ob Eltern das Recht auf ein eigenes Leben nach einer Erziehungsphase haben, wenn das Kind behindert ist.

Allen Eltern ist gemeinsam, daß sie sich eigentlich erst zum Weggeben durchringen, wenn es nicht mehr anders geht. Das hat Auswirkungen auf die Vorbereitung dieses Schrittes und auf den Charakter der Entscheidung: Diese wird meist nicht als freie Wahl zwischen verschiedenen Möglichkeiten, sondern als etwas Unumgängliches, fast Aufgezwungenes beschrieben, das deshalb auch nur schwer richtig vorbereitet sein konnte, sondern eher etwas war, was man immer wieder aufschob. Eltern treten in dieser Hinsicht den Erziehern im Heim häufig mit nur geringem Selbstbewußtsein gegenüber. Damit wird deren Bild von den Eltern geprägt, sofern sie bei der Aufnahme überhaupt schon in der Gruppe waren. Häufiger ist es, daß die Betreuer von heute beim Aufnahmezeitpunkt noch gar nicht in der Gruppe waren und deshalb von dem, was dieser Schritt für die Familien bedeutete, nichts mitbekamen. Dem entspricht, daß es ein vorrangiger Wunsch vieler Eltern ist, die Erzieher mögen darüber informiert werden, was dieser Schritt für sie bedeutete.

Loslösung ist kein Loslassen, sondern ein Weggeben

Heimunterbringung bedeutet keine Loslösung wie im Normalfall, wo das Kind wegdrängt und Eltern mehr oder weniger leicht loslassen. Geistig behinderte Kinder werden weggegeben. Sie gehen auch nicht in einen Lebensraum, in dem sie nun auf eigenen Füßen stehen können, also nicht in die Gesellschaft, in der sie sich selbst eine Rolle definieren, eine neue Privatheit schafft, sondern sie wechseln von einem privaten in ein institutionelles Leben. Ablösung ist eine Trennung von den bisher betreuenden Personen, die anschließende Annahme erfolgt aber durch eine Institution. Die aufnehmenden Betreuer handeln im Rahmen seines Dienstauftrags und der Arbeitsorganisation des Heimes. Damit ist die Frage vorprogrammiert, wieviel Privatheit der Bewohner vom Betreuer in diesem Rahmen - evt. darüber hinaus - bekommen kann und wo die Grenzen der Beziehung sind. Eltern übergeben ihre Kinder an die Institution, von der sie erhoffen, daß sie die gute Betreuung bis an das Lebensende sichert. Konkret müssen sie es aber bestimmten Erziehern überlassen, mit denen sie mehr oder weniger einverstanden sind, auf deren Auswahl sie keinen Einfluß haben. Bei der Heimaufnahme lernen sie Leiter kennen, später merken sie jedoch, daß deren Einflußmöglichkeiten auf die Betreuer an der Basis durchaus beschränkt sind. Das führt zu Unsicherheit: Wer bürgt für die Qualität auf Dauer? Andererseits hoffen sie darauf, daß Krisensicherheit und Beständigkeit gerade Vorteile der Großeinrichtungen mit Tradition darstellen.

Das Leben in zwei Welten stellt ein Problem dar, ist zugleich aber auch dessen Lösung

Eltern, denen an einem nach der Heimunterbringung fortbestehenden guten Verhältnis zum behinderten Kind und zu dessen Betreuern liegt, sind bemüht, die beiden Welten, in denen ihre Tochter oder ihr Sohn nun lebt, in einem Gleichgewicht zu halten. Sie versuchen, die andere Welt des Heimes mit ihren Gesetzmäßigkeiten anzuerkennen, und trotzdem die Bedeutung der Welt, die sie verkörpern, aufrecht zu erhalten. Dem steht gegenüber, daß die Erzieher kaum Vorstellungen aus eigener Anschauung oder auch aus der Ausbildung von der anderen Welt besitzen, zu der ihre Bewohner in Beziehung stehen. Eltern hoffen eher darauf, daß für ihr Kind der Bezug zu zwei Welten nicht zum Problem wird, Erzieher neigen dazu, die Welten zu vereinheitlichen. Eltern sollen es so machen, wie sie es im Heim geregelt haben. Daß es für die behinderten Bewohner auch eine Bereicherung sein kann, wenn sie sich im Elternhaus ganz anders geben und erleben können als in der Wohngruppe, sehen nur wenige von ihnen. Es gibt aber auch Beispiele dafür, daß Eltern und Erzieher hier übereingekommen sind, die Unterschiedlichkeiten zu akzeptieren. Dann werden Erzieher sich nicht mehr ärgern, wenn Eltern die Kleider wechseln, wenn sie ihre Tochter oder ihren Sohn am Wochenende nach Hause holen.

Manche Eltern erkennen an, daß das Heim auch insofern eine zweite Welt ist, als dort Dinge erprobt bzw. erreicht werden können, die sie selbst nicht erreichen, z.B. das Erwachsenwerden, Fähigkeiten-Erwerben, Verhaltensalternativen-Annehmen und Neues-Erproben.

Die Heimat-Ideologie mancher Einrichtungen, die sich als die Lebenswelt der Behinderten begreifen und in der Eltern eigentlich nicht vorgesehen sind, bedeuten für Bewohner eine prinzipielle Unklarheit. Sehr interessant war für uns, zu erfahren, wie sich das Leben in zwei Welten für die Behinderten und Eltern entwickelt hat. Vor allem bei den Familien, bei denen die Anfangszeit nach der Heimaufnahme von einer starken Auseinandersetzung mit der Institution geprägt war und die Eltern weiterhin um Mitsprache kämpften, und ihnen auch die Loslösung schwer fiel, hat sich nach Jahren so etwas wie eine gegenseitige Anerkennung und eine klare Unterscheidung zwischen Zuhause (Familie) und Heim entwickelt. War in den Anfangsjahren das Thema Loslösung beherrschend, so entwickelte sich im günstigen Fall die Unterscheidung zu Hause = Familie und Heim = Erwachsenenwelt. In diesen Fällen scheint dieses soziale System ein dynamisches Gleichgewicht hergestellt zu haben. Grundlage dafür ist der gegenseitige Respekt und das jeweilige Akzeptieren der anderen Welt und ihrer Berechtigung. Bestimmte Verhaltensweisen, Rituale und Verkehrsformen haben sich im Laufe der Zeit herausgebildet. In drei Gesprächen wird davon berichtet, daß der Kleiderwechsel beim Besuch zu Hause für die Eltern wichtig ist. Dies scheint auch den Behinderten das Leben in diesen zwei Welten zu erleichtern. Etliche behinderte Menschen scheinen genau zu wissen, welche Gepflogenheiten im Heim und welche zu Hause gelten. Auch von den Eltern einer geistig sehr stark behinderten Tochter wird das berichtet. Trotzdem ist natürlich zu fragen, ob die Anerkennung von zwei Welten nicht für manche Heimbewohnern aufgrund ihrer spezifischen Behinderung zu schwierig ist.

Die zwei Welten stellen damit ein Problem dar und bieten sich zugleich als Lösung an. Hier treffen sich Erfahrungen von Eltern und (vor allem langjähriger) Mitarbeiter: Es

ist für viele Behinderte erreichbar, und dann *in Ordnung*, wenn akzeptiert wird: *Unsere Jungs haben zwei Zuhause*. Ein Problem sollte hier aber zumindest angesprochen werden: Die Bindung an Eltern zu erhalten, kann das nicht das Erwachsenwerden verhindern? Sind hier nicht (vor allem junge) Erzieher als Verbündete gegen die Eltern entwicklungspsychologisch wichtig? Die zwei Welten müssen als tatsächlich unterschiedliche Lebensräume verstanden werden, von Erziehern und von Eltern. Die Aufgaben der Betreuer müssen für ihre Welt definiert sein. Zur Erschließung neuer *weiterer Welten*, die das Leben bereichern, gehört auch die Möglichkeit, neue soziale Beziehungen einzugehen, auch das Ermöglichen sexueller Kontakte etc.

Intensivere Kontakte mit Eltern kann für Erzieher auch die Bewältigung ihrer Aufgabe erleichtern.

Eltern als Verbündete von Erziehern⁶, das ist eher kritisch zu sehen, weil das die Rolle von Eltern sehr unklar und schwierig machen kann. Sie vertreten ohnehin schon die Interessen von zwei Personengruppen, die eigenen und die ihrer Kinder. Nun sollen sie auch noch die von Betreuern der eigenen Leitung gegenüber vertreten, womöglich dann auch noch die Interessen der Institution anderen Eltern gegenüber.

Gesprächskontakte mit Eltern können es Erziehern ermöglichen, bestimmte Reaktionen der Bewohner besser zu verstehen und damit umzugehen. Auch wenn nur eine Erzieherin davon berichtet, liegt hier wohl ein wesentlicher Gewinn eines gestalteten Verhältnisses zu Angehörigen.

Eine bessere Kooperation mit Angehörigen erfordert auch deren konzeptionelle Verankerung im Selbstverständnis der Institutionen.

Es wird zwar nur einmal indirekt angesprochen, aber herauszuhören ist immer wieder, daß eine Verbesserung des Verhältnisses Eltern/Erzieher auch ein Überdenken des Selbstverständnisses der Einrichtungen notwendig macht. Das Heim darf, so der Wunsch der Eltern, sich nicht so verstehen, daß die Betreuung der Bewohner nach deren Heimaufnahme nur noch Aufgabe der Betreuer dort ist. Das berücksichtigt die Situation der Familien nicht, läßt vor allem auch die Schuldgefühle der Eltern außer acht. Eltern, so sagen es einige, möchten dem Heim vertrauen, möchten durchaus Verantwortung abgeben, aber sie möchten in ihren Zweifeln und (berechtigten) Anfragen an die Qualität der erzieherischen Arbeit ernst genommen werden, möchten deshalb Einblick in den Alltag.

In einigen Einrichtungen ist Eltern das Recht eingeräumt, sich an jährlich stattfindenden Erziehungsplanungsgespräche zu beteiligen. Das ist ein Ansatz, um Eltern ein Anrecht auf Beteiligung an der Erziehung im Heim zuzugestehen. Praktisch scheint dies aber nicht als Regelfall zu funktionieren. Erzieher fühlen sich durch Elternanwesenheit gehemmt. Eltern nutzen die Möglichkeiten von sich aus nur begrenzt. Dazu mag allerdings beitragen, daß sie spüren, daß in ihrer Anwesenheit nicht offen über alle wesentlichen Fragen gesprochen wird. Erzieher bestätigen das. Auch in solchen

6

In der Regel Eltern mit Einfluß, zum Beispiel als Elternvertreter.

Gesprächen glauben sie, Eltern vor der Wahrheit in bezug auf ihre Kinder verschonen zu müssen und sie haben Bedenken, sich in die eigenen Karten schauen zu lassen.

Nach Klauß, Th./ Wertz-Schönhagen, P.: Behinderte Menschen in Familie und Heim. Weinheim 1993

Theo Klauß: Lebensgeschichte von Menschen mit geistiger Behinderung im Beziehungsgeflecht von Familie und Heim (Schwarzach 23. 3. 2000)

Ausgehend vom Beispiel eines 50jährigen, der nie das Elternhaus verlassen hat, wird deutlich, dass die Biografie eines Menschen den Zugang zu Institutionen erfordert, die einen möglichst normalen Lebenslauf vorstrukturieren und zugleich Bildung ermöglichen. Die Institution Heim muss allerdings die Lebensgeschichte ihrer Bewohner bewusst einbeziehen, will sie eine subjekt- und individuumorientierte Betreuung gewährleisten.

Leben in der Tripolarität eröffnet Bildung und Biografie

Mit der Nutzung von Institutionen entsteht für den Menschen eine dreipolige Beziehungssituation: Neben die Eltern treten Kindergarten, Schule, Freunde etc. und ermöglichen eine Ablösung und schließlich ein selbstbestimmtes Leben als Erwachsener. Menschen mit geistiger Behinderung leben allerdings auf Grund ihres lebenslangen Hilfebedarfs häufig auch als Erwachsene in doppelter Abhängigkeit von institutionellen Helferinnen und Helfen sowie Angehörigen. Zu diesem Themenkomplex werden folgende Aspekte besprochen:

- ◆ Das Bildungsziel der Autonomie als zentrales Element der Biografie
- ◆ Vorstrukturierung der Biografie durch Institutionen
- ◆ Sonderinstitutionen ermöglichen (nur) eine besondere Biografie
- ◆ Entwicklung der Tripolarität bei Menschen mit geistiger Behinderung
- ◆ Abrupte Brüche in der Biografie statt biografischer Kontinuität

Bedeutung der Lebensgeschichte für Menschen im Heim, ihre Eltern und Betreuerinnen und Betreuer

Der Umzug von der Familie in ein Heim stellt einerseits eine Chance auf Erweiterung der Lebensräume dar, die in der bisherigen Biografie dominierten. Aus verschiedenen Gründen kann aber im Heim die Tendenz bestehen, die Lebensgeschichten der Bewohner angesichts von Alltagsproblemen und zu bewältigendem Aufwand nicht zu würdigen. Zu diesem Themenkomplex werden folgende Aspekte besprochen:

- ◆ Beeinträchtigung der Entfaltung einer eigenen Biografie unter institutionellen Bedingungen
- ◆ Gründe für die Vernachlässigung von Biografie

Menschen haben ein Recht auf Vergangenheit und Zukunft

Biografisches Denken ist jedoch für die Betreuung im Heim unverzichtbar, sollen die Bewohner als Subjekte mit ihrer eigenen Individualität ernst genommen werden. Ihr Leben ist reicher, wenn ihnen unterschiedliche soziale Bezüge in Vergangenheit und Gegenwart zugebilligt werden. Auch die pädagogische Arbeit kann von der Beschäftigung mit der Biografie profitieren, da sie einen einen subjekt- und individuumorientierten Umgang mit den Bewohnerinnen und Bewohnern und auch ein konstruktives Verhältnis zu Angehörigen ermöglicht. Zu diesem Themenkomplex werden folgende Aspekte besprochen:

- ◆ Unterschiedlichkeit zugestehen: Leben in zwei Welten als Eröffnung von Biografie
- ◆ Ernstnehmen der Geschichte, die Heimbewohner und ihre Familien mitbringen
- ◆ Entwicklungschancen abchecken mit Hilfe biografischer Erfahrungen
- ◆ Biografisch denken ermöglicht einen anderen Umgang mit den Heimbewohnern
- ◆ Biografisch denken ermöglicht einen anderen Umgang mit deren Eltern

